St. Josephsblatt.

Illustrirte Monatsschrift

für

Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Herausgegeben

von

Dr. L. Lang.

Jahrgang 1867.

München, 1867.

Verlag der Expedition des Münchener Sonntagsblattes.

Inhalts-Verzeichniß.

München. **Nr. 1.** Januar 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Das Almosen der Armen.

Der Pfarrer eines Dorfes in Italien hatte die Gewohnheit, einige Tage vor Weihnachten die Schulen seiner Pfarrei zu besuchen und sich zu erkundigen, welche unter den ärmeren Kindern die aufmerksamsten und fleißigsten seien. Aus diesen wählte er dann einige, welche in der Vorstellung, die jährlich zu Weihnachten stattfand und verschiedene Scenen aus der Kindheit Jesu vorführte, mitzuwirken hatten.

Das gab keinen kleinen Wetteifer unter den Kindern. Die Auserkornen thaten sich auf solche Auszeichnung nicht wenig zu Gute. Aber auch ihre Angehörigen freuten sich darüber, sowohl wegen der Ehre, als auch wegen des kleinen Vortheils, der noch dabei war; denn jedes Kind, das mitspielte, bekam zwei Thaler und ein neues Gewand.

Einmal traf die Wahl des Pfarrers an erster Stelle einen

achtjährigen Knaben, Namens Joseph. Triumphirende Freude leuchtete aus seinem hübschen Gesichte, als der Pfarrer ihm ankündigte, daß er einer der Fünf und zwar der Erste sei, da er sich das ganze Jahr hindurch so brav aufgeführt habe. „Wie wird das meine Mutter freuen!“ sagte er, und seine großen schwarzen Augen wandten sich voll Thränen nach der Thüre, wo mehrere Frauen beisammen standen, die gerne gewußt hätten, ob ihre Kinder zu den Belohnten gehörten. Auch Rosina, Josephs Mutter, war dabei und schaute recht herzlich vergnügt und glücklich auf ihren Buben. Als der Pfarrer herauskam, sagte sie zu ihm: „Ich danke Ihnen Herr Pfarrer! Seit dem Tode meines Mannes ist das die erste Freude, die ich habe. Mein Joseph hat sich wirklich viel Mühe gegeben, denn er war recht erpicht auf die zwei Thaler, mit denen wir unser Stübchen ein wenig ausstaffiren möchten, und ein neues Gewand kann er auch gut brauchen.“

Der Pfarrer lächelte freundlich. Er kannte die Wohnung der Wittwe recht gut, denn in welchem Winkel seines Dorfes wäre er noch nicht gewesen? „Nun, sagte er, ich komme schon, wenn Euer Häuschen hergerichtet ist. Ueber Josephs Bett hänge ich dann noch ein Mutter-Gottes-Bild.“ Mutter und Kind gingen voll Freude nach Hause.

Gegenüber von ihnen wohnte eine brave Frau, Maria. Sie ernährte mit ihrer Hände Arbeit ihre alte, schwache Mutter und ihren Knaben Franz, einen Schulkameraden Josephs. Seit einigen Wochen war die alte Frau krank, und Maria konnte nicht so wie sonst der Arbeit nachgehen. Daher war sie mit dem Miethzins im Rückstande geblieben und sollte eine andere Wohnung beziehen; aber wie die Kranke fortbringen? Die arme Frau saß in einem Winkel ihrer Stube und weinte leise, als Rosine mit ihrem Knaben an der Hand voll Freude daherkam. Sie fragte die Nachbarin theilnehmend, was ihr fehle, und lange Zeit besprach sie sich mit Maria, wie da zu helfen sei, aber es wollte sich kein Ausweg finden lassen. Innerhalb acht Tagen mußte am Miethzins etwas bezahlt werden, oder Maria mußte ausziehen. Darüber war nicht hinaus zu kommen.

Rosine ging nach Hause. Sie war traurig geworden, denn die Verlegenheit der Nachbarin ging ihr zu Herzen, und auch das kümmerte sie, daß sie ihr nicht helfen konnte, weil sie kein Geld hatte. Bei Nacht konnte sie nicht schlafen, denn sie mußte an die Nachbarsleute denken. Plötzlich fiel ihr etwas ein. Joseph bekommt ja zwei Thaler! Wenn die armen Leute

sie hätten, wären sie außer aller Verlegenheit, ihr Hausherr würde wegen des Uebrigen eher Nachsicht haben, und Marie könnte wieder ihrer Arbeit nachgehen. Aber die Leute wollen am Ende die zwei Thaler von mir nicht annehmen. — Halt, ich hab's! Ich bitte den Herrn Pfarrer, daß er den Franz statt meines Buben zur Vorstellung nimmt. Er kann es schon thun, denn Franz ist gewiß ebenso brav wie Joseph. Für den kann ich ja seinen alten Kittel noch einmal zusammenflicken, und mit der Herstellung unserer Stube hat es noch keine so große Eile. Sie ist jetzt doch immer noch schöner als der Stall, in dem der Heiland zur Welt gekommen ist.

Ganz glücklich über diesen Einfall schlief Rosine endlich ein. Am frühen Morgen weckte sie ihren Buben und sagte zu ihm: „Es freut dich wohl recht, Joseph, daß der Herr Pfarrer dich mitspielen läßt?"

„Freilich, Mutter! und das freut mich auch, daß ich dir die zwei Thaler heimbringen kann."

„Sag mir einmal Kind: du kennst ja unsere alte Nachbarin, die jetzt krank ist? Wenn du nun erfährst, daß man sie an die Luft setzen will, weil sie den Zins nicht bezahlen kann, thut dir das nicht leid?"

„Und wie, Mutter! die Nachbarin ist eine gar so gute alte Frau, und den Franz habe ich ja auch recht gern."

„Nun, wenn du es hintertreiben könntest, daß sie ausziehen müssen, thätest du's?"

„Warum nicht? aber ich kann ja nicht."

„Freich könntest du's, Joseph. Wir dürften nur den Herrn Pfarrer bitten, den Franz deine Stelle beim Weihnachtsspiel einnehmen zu lassen, und dieser könnte die zwei Thaler seiner Mutter geben."

Joseph dachte einen Augenblick nach: „Du hast Recht, Mutter," sagte er dann. „Rede nur mit dem Herrn Pfarrer. Ich will mich im nächsten Jahre gewiß so gut aufführen, daß mir die zwei Thaler doch nicht auskommen."

Rosine ging nun zum Pfarrer und trug ihm den ganzen Handel vor. „Aber liebe Frau," sagte dieser, „die zwei Thaler hätten Euch doch recht wohl gethan."

„Freilich, Herr Pfarrer, aber man kann schon noch mit einer rauchigen Stube vorlieb nehmen und im alten Rock in die Kirche gehen, wähend eine Kranke nicht mitten im Winter

ausziehen kann. Ich könnte zwar auch die zwei Thaler annehmen und sie der Nachbarin anbieten, aber sie nähme sie nicht."

„Nun, ich will Euern Wunsch erfüllen, und Gott wird Euch und Euern Buben dafür segnen."

Das ist die rechte Nächstenliebe, sagte der Pfarrer zu sich selbst, und gerade diese findet man so oft bei den Armen. Lieber Gott! wie angenehm muß vor deinen Augen das Almosen des Armen sein! Hat doch unser Heiland von der armen Wittwe, die ihr Schärflein in den Opferstock legte, gesagt: Sie hat mehr gegeben als alle Andern, denn diese gaben von ihrem Ueberfluß, sie aber vom Nothwendigen.

Ich brauche wohl nicht noch beizusetzen, daß Joseph und seine Mutter doch nicht zu kurz kamen, was die zwei Thaler betraf, der gute Pfarrer wußte das schon einzurichten.

Die hl. Agnes,

deren Name „Lamm" oder auch „rein, lauter" bedeutet, war zu Rom von vornehmen und reichen christlichen Aeltern geboren und zeichnete sich schon in frühester Jugend durch Gottesfurcht und kindliche Frömmigkeit aus. Noch als Kind machte sie das Gelübde ewiger Keuschheit, das sie auch in der Folge auf das Gewissenhafteste erfüllte.

Als Agnes einst in ihrem 13. Jahre aus der Schule nach Hause ging, erblickte sie der Sohn des Stadtobersten Symphronius. Bei dem Anblick ihrer Anmuth und Schönheit ward er von der heftigsten Neigung entzündet und ließ kein Mittel unversucht, um sie zur Gemahlin zu erhalten. Allein alle seine Bemühungen waren vergeblich. Agnes wies seine Anträge mit der Erklärung zurück, sie sei schon mit einem Andern verlobt. Als der Stadtoberste vernahm, ihr Verlobter sei Christus, und sie selbst eine Christin, wendete er die ruchlosesten Mittel an, um die Jungfrau zu verderben. Aber Gott selbst schützte in wunderbarer Weise ihre Unschuld, und der Sohn des Stadtobersten, der mit Gewalt in die Wohnung der Jungfrau dringen wollte, wurde plötzlich todt zu Boden gestreckt. Auf ihr Gebet wurde er wieder lebendig und pries den Gott der Christen als den allein wahren Gott.

Agnes war inzwischen auf einen brennenden Scheiterhaufen gestellt worden, aber unversehrt geblieben. Die Götzenpriester



verlangten nun wiederholt ihren Tod, und Agnes wurde enthauptet. Es geschah dieß im Jahre 304 oder 305.

Die hl. Blutzeugin wurde auf einem ihren Aeltern gehörigen Acker begraben, und über ihren Gebeinen in der Zeit Constantins des Großen eine Kirche erbaut, die später verschönert wurde und heute noch besteht. Jährlich werden in derselben am Feste der hl. Agnes (21. Jan.) zwei Lämmer

geweiht und aus deren Wolle die Pallien verfertigt, die der Papst weiht und den Erzbischöfen und dazu berechtigten Bischöfen als besonderes Zeichen ihrer Würde zustellt.

Die hl. Agnes ist das Vorbild aller Gottesbräute, die Patronin der Keuschheit. Darum wird sie auf Bildern mit einem Lamme dargestellt.

Ehrlichkeit und Selbstverläugnung.

Emil, ein Knabe von 9—10 Jahren, ging in Paris auf einem Marktplatz spazieren. Sehnsüchtige Blicke warf er auf die zahllosen Lebkuchen und andere Eßwaaren, die er ringsherum sah; aber er hatte sein Taschengeld von der vorigen Woche schon ausgegeben und in dieser keines erhalten, weil er nicht recht brav gewesen war. Während er, ärgerlich über sich selbst, sinnend zu Boden sah, erblickte er plötzlich ein Goldstück. Voll Freude hob er es auf, und sein erster Gedanke war, sich dafür nach Herzenslust Naschwaaren zu kaufen. Bald aber kam die Ueberlegung, und Emil sagte sich: dieses Goldstück muß Jemand verloren haben, und er wird es wohl schwer vermissen. Wenn es möglich ist, soll er's wieder haben. Kurz entschlossen ging Emil zur Polizei und übergab daselbst seinen Fund einem Beamten. Es stand nicht lange an, so erschien eine arme Frau, die sich darüber ausweisen konnte, daß sie beauftragt war, das Goldstück irgendwohin zu bringen, und daß sie es verloren hatte. Welche Freude hatte sie, als sie wieder zu dem Verlornen kam, und sie segnete mit Thränen im Auge den redlichen Finder.

Die Last des unrechten Gutes.

Ein Ritter, der gestorben war, erschien einem Bürger von Andernach reitend auf einem schwarzen Rosse, aus dessen Nasenlöchern Flammen und Rauch fuhren. Der Ritter war mit Schafhäuten bedeckt und hatte einen Haufen Erde auf der Achsel. Der Bürger fragte ihn, woher er komme, und was die Zeichen da bedeuten. Der Ritter sprach: „Ich bin in der größten Pein. Diese Häute nahm ich einer Wittwe, sie beschweren mich jetzt sehr; der Haufen Erde auf meiner Achsel ist ein Theil eines Ackers, den ich mit Unrecht gekauft habe. Wenn meine Kinder das wieder erstatten, so wird meine Pein

gemindert." Mit diesen Worten verschwand er; aber als seine Kinder dieses hörten, wollten sie das unrechte Gut nicht zurückgeben. —

Die Weiber von Weinsberg.

Das nebenstehende Bild und die Begebenheit, die es darstellt, gibt ein gar schönes Zeugniß von der deutschen Treue, und zwar von der Treue der deutschen Frauen. Viele von den Lesern dieses Blattes haben wohl schon von den „Weibern von Weinsberg" gehört; denen, welche noch nichts davon wissen, sei es hiemit erzählt zu Ehren unserer deutschen Frauen, Mütter und Töchter.

Im Jahre 1138 war der Herzog Konrad von Hohenstaufen deutscher König geworden und wollte das deutsche Reich nach seinem Sinne einrichten. Er setzte Heinrich, den Herzog von Bayern und Sachsen, ab und verlieh Sachsen dem Markgrafen Albrecht dem Bären, Bayern dem Markgrafen Leopold von Oesterreich. Heinrich wehrte sich dagegen, und als er starb, setzte sein Bruder Welf den Widerstand fort.

König Konrad verwüstete zur Strafe dafür die in Schwaben gelegenen Besitzungen Welfs; dieser zog nun auch dahin und traf am 20. Dezember 1140 vor der ihm gehörigen Stadt Weinsberg ein, die der König eben belagerte. Es kam zu einem Treffen, und Welf wurde geschlagen; nun mußte sich Weinsberg ergeben, da es keine Hilfe mehr zu hoffen hatte. Nach dem damaligen Kriegsrecht war die ganze männliche Bevölkerung einer feindlichen Stadt dem Tode verfallen, und dieses Schicksal wurde auch den Weinsbergern angekündigt. Nur den Frauen und Jungfrauen wurde freier Abzug bewilligt und ihnen durch eine ausdrückliche Erklärung des Königs noch zugestanden, daß sie mitnehmen dürften, was sie tragen könnten.

Wer beschreibt nun das Erstaunen des Königs und seiner Leute, als die Thore der Stadt sich öffneten, und ein langer Zug von Frauen erschien, jede mit einem Mann auf dem Rücken! Die Eine trug ihren Gatten, eine Andere den Bruder, eine Dritte den Vater; so zogen sie am König vorüber, der wohl verwundert darein schaute, aber denen, welche eine solche List nicht gelten lassen wollten, erwiderte: „An einem Königswort soll man nicht drehen und deuteln."

Schlagwörter.

Ueber die Aufklärung ist zwar schon einmal ein kleiner Artikel in diesem Blatte gestanden, aber das, was darüber der hochwürdige Stadtpfarrprediger Gemminger in der Versammlung des Münchener Kasino am 15. November 1866 gesagt hat, ist so treffend und lehrreich, daß es den Lesern nicht unangenehm sein wird, dieses auch zu vernehmen. Er sagt darüber:

Ich theile die Aufklärung in eine wahre und in eine falsche. Wenn man aus dem Schatten kommt, thut einem das Licht wohler, und so wollen wir uns zuerst in den Schatten der falschen Aufklärung begeben. Aufklärung im Allgemeinen ist klar machen, namentlich im Denken, und der daraus folgende Zustand des Befreiens von Irrthümern und Vorurtheilen. Während die Aufklärung eine nothwendige Folge der immer mehr sich verbreitenden Bildung durch die Philosophie und Naturwissenschaft ist, so hat sie doch bei der positiven Religion und bei Staatsordnungen mit historischer Grundlage auch ihre Grenzen, und wo sie diese Grenzen überschreitet, da wird sie Aufklärerei oder Aufklärungssucht, welche auf religiösem Gebiete Alles zu glauben verbietet, was nicht mit dem Verstande begriffen werden kann, und im bürgerlichen Leben Alles entfernt wissen will, was nicht mit dem sogenannten Zeitgeiste im Einklange steht. In einem Gasthaus las ein Bürger in einem Blatte vom Zeitgeist, er wandte sich an einen Nachbar, einen Juden, mit der Frage: „Was ist das für ein Geist?" Der Jude hielt seinen Teller hin und sagte: „Da sehen Sie ihn in Natura: er ist ein Boeuf à la mode." Der Jude hat die Wahrheit gesprochen. Keine Zeit ist so stolz auf ihre Gescheitheit und ihren Witz, und doch beim Lichte betrachtet, wie viele Thorheit und Aberwitz, wie viele gebildete Ignoranz! Wahrhaft Boeuf à la mode! Der Zeitgeist richtet sich nach den verschiedenen Stimmungen, er ist daher nichts Festes, und es ist eine ausgemachte Sache, daß eine solche Aufklärung nicht die wahre sein kann. Die Aufklärung setzt eine Finsterniß voraus, welche aufgeklärt wird, und darin liegt eben der Grund, warum die moderne Welt sich an die falsche Aufklärung hingibt, weil sie dazu ein falsches Licht nimmt. Sie nimmt dazu nicht jenes Licht, welches das Licht Christi ist, sondern das Licht ihrer schwachen Vernunft, ein Licht ohne Wärme. Daher gesteht Einer von den falschen Aufgeklärten selbst: „Es ist

unzweifelhaft, daß wir aufgeklärter sind, als unsere Vorfahren, aber leider scheint mit der Helle des Kopfes Finsterniß in das Herz gekommen, und es scheint jene alte Redlichkeit, die wahre Quelle des Frohsinnes unserer Alten, auch dahingeschwunden zu sein. Wir wissen zu viel und fühlen zu wenig."

Die falsche Aufklärung ruhte nicht, bis sie selbst das Wesen der Religion wegvernünftelt hatte. Dann griff sie die Philosophie an, und machte daraus Phanteismus, Materialismus und Rationalismus. Dann zog sie gegen die Politik und ruhte nicht eher, als bis blutige Revolutionen ihre Arbeit krönten. Das Licht der falschen Aufklärung brennt unaufhaltsam fort und verbrennt Alles, mit dem Unwesentlichen das Wesentliche, mit dem Ueberflüßigen das Nothwendige, mit dem Menschlichen das Göttliche, so daß man jenen falschen Aufklärern zurufen kann: Macht die Läden auf, damit wir dem Lichte entgegen lachen, nur werft, um Alles hell zu machen, uns ja die Fensterscheiben nicht ein!

Doch es gibt ja auch eine wahre Aufklärung und, zu unserm Troste, auch wahre Aufgeklärte. Zu diesen zu gehören, soll unser Streben sein, weil es ja auch unsere Pflicht ist. Es werde Licht, sprach Gott zur großen Welt, und Christus sprach in ähnlicher Weise dasselbe zur kleinen Welt, zum Menschen, was soviel sagen will, als: Klärt euch auf in Bezug auf euern erhaben Beruf. Ihr seid das Licht der Welt, lasset euer Licht leuchten vor den Menschen und wandelt als Söhne des Lichtes. Es ist also unsere hl. Pflicht, uns immer mehr aufzuklären, und zwar in jener Wissenschaft, ohne die alle andern Wissenschaften nur Stückwerk sind und ungelöste Räthsel, in der Wissenschaft des Heiles.

Wenn man mich nun fragt: „Wo ist die wahre Aufklärung zu finden?" so will ich es in einigen Worten sagen. Es gibt ein Buch, das ob seiner Heiligkeit das Buch der Bücher genannt werden kann, die heil. Schrift. Darin oft und fleißig zu lesen, und zwar mit demselben Geiste, mit welchem sie verfaßt wurde, mit dem heil. Geiste, mit dem Geiste der Demuth, der Ehrfurcht, das macht wahrhaft aufgeklärt, weil in diesem Buche der zu uns spricht, der das wahre Licht ist.

Es gibt eine Frau, welche die Schrift ein starkes Weib nennt, welche David wie eine Königin geschmückt erblickte, und für welche als Braut ein göttlicher Bräutigam seinen letzten Tropfen Blut gegeben hat: es ist die Kirche. Diese Kirche

gründlich zu studieren, das macht die wahre Aufklärung. Wir werden da erfahren, daß sie keinen Satz, keine Glaubenslehre, keinen Artikel, ja nicht die geringste Ceremonie hat, die sich nicht siegreich vertheidigen, wissenschaftlich begründen und vernunftgemäß beweisen liesse. Je mehr Religions-Kenntniß, desto mehr Religion, sagt Lacordaire.

Drittens ein Buch, in das der Finger Gottes seine Macht, Größe und Liebe und sein Erbarmen aufgezeichnet hat: die Natur. In sie einzudringen, sie zu erhalten, sie anzuschauen mit den Augen des Glaubens, das macht die Augen helle und löst uns unzählige Räthsel. Wer je im Gebirge gewandert ist, und wem es das Herz dort erhoben hat, wenn der stille Morgen heraufzog und die Berggipfel röthete, oder der Mond die Steinwände geisterhaft umwob, wer hat da nicht ausgerufen: Die Welt ist schön genug, deu Himmel zu erwarten, ihn zu vergessen, ist sie nicht schön genug!

Es gibt auch Herzen, durch deren Umgang uns die wahre Aufklärung fast spielend beigebracht wird. Es sind das die Herzen der Kinder, aus deren Augen noch der Himmel der Taufgnade uns entgegen lacht, und aus deren Munde der Herr sich so oft sein Lob bereitet. Es lag ein solches Kind dem Tode nahe; händeringend weinte die Mutter in bitterstem Schmerze, in unendlichem Weh beugte sich der Vater über das kranke Kind. Da richtete sich dieses in seinem Bettlein auf und fragte ernst: „Warum weint ihr so, ist denn das Sterben eine Sünde?" Ist das nicht eine wahre Aufklärung für die Eltern gewesen?

Auch durch die Herzen der Armen lernen wir die wahre Aufklärung, wenn wir das Elend der Armuth in den Hütten mit eigenen Augen betrachten, wenn wir Arme sehen, die ein frommes Leben führen und doch im sauern Schweiße ihr Brod genießen müssen; es drängt sich uns dann der Gedanke auf: ja, es muß ein anderes Leben geben. Wenn wir dann Gaben spenden und die Thränen des Dankes sehen, da fühlen wir etwas in unserem Herzen, das uns wahrhaft aufklärt, daß es einen Himmel mit unaussprechlicher Freude gibt, von dem diese Seligkeit auf Erden eine Vorempfindung ist. Ermüden wir daher nicht in der allerdings beschwerlichen Arbeit, der Armuth nachzugehen!

Es gibt einen Acker, in welchen ein menschliches Samenkorn gelegt wird, um für eine himmlische Ewigkeit aufzugehen: der Gottesacker. Da hinaus gehe, wenn du wahrhaft auf-

geklärt werden willst über das Nichts der zeitlichen Güter, der menschlichen Größe, der irdischen Freuden. Der Friedhof ist gleichsam ein anderes irdisches Paradies. Wie im ersten Paradiese Gott dem Menschen die Seele erschaffen, so haucht er auf dem Friedhofe die Hoffnung in das Herz des Christen, welche die zweite Seele des Unglücklichen ist. Der Friedhof ist ein zweiter Teich Siloah, wo Christus dem Blinden das Augenlicht gab, denn auf dem Friedhofe macht Gott auch unsere Augen helle und klärt uns auf über Auferstehung, ewiges Leben und Wiedersehen.

Es gibt endlich einen Menschen, den die Schrift den kostbarsten Schatz, den Bossuet das „zweite Ich" nennt: es ist ein guter Freund. Ein guter Freund muß ein guter Christ sein, und wenn du einen solchen gefunden hast, der keinen Flecken an dir duldet, in dessen Umgang du sittlicher, vollkommener wirst, dann hast du eine sichere und reine Quelle der Aufklärung.

Karl der Große und der hl. Jakobus.

Vom großen Kaiser Karl, dessen Fest die katholische Kirche am 28. Jänner begeht, erzählen die alten Bücher wunderbare Geschichten. Daß er wilde und mächtige Völker besiegt, dem christlichen Glauben Bahn gebrochen und wie ein weiser Hausvater in seinem weiten Reiche gewaltet habe, das lassen auch die gelehrten Herren gelten; aber daß ihm die Erdgeister dienstbar, die Feen ihm hold gewesen, daß Engel ihm himmlische Botschaften überbracht, und gar die lieben Heiligen mit ihm geredet haben wie mit Ihresgleichen, das wollen die Herren Professoren weniger gelten lassen, und die Leser des „St. Josephblattes" brauchen es auch nicht für wahr zu halten, wenn sie nicht mögen. Von einer dieser Sagen, die über Karl den Großen im Munde des Volkes umgehen, soll hier etwas erzählt werden.

Nachdem Kaiser Karl schon viele Völker bezwungen hatte, hielt er einmal Hof zu Aachen und ruhte ein Weniges von all den Kriegen und Siegen, Sorgen und Plagen der letzten Jahre aus; aus fernen fremden Landen, vom Morgen und von Mitternacht, kamen Gesandte mit reichen und seltenen Geschenken. In dieser Zeit träumte einmal dem Kaiser Karl, daß er am dunkeln Nachthimmel eine strahlende Sternenbahn



sehe, die sich von Friesland in der Richtung nach Spanien hinzog. In Spanien aber, wußte er, lag der Leib des heil. Apostels Jakobus begraben, ungeehrt und fast vergessen, denn im ganzen Lande waren die Saracenen Meister, die Anhänger Muhameds; die wenigen Christen im Lande waren machtlos und durften sich nicht rühren unter dem Drucke der Heiden.

Kaiser Karl hatte aber das Traumgesicht von der lichten Sternenbahn, die nach Spanien zeigte, nicht einmal, sondern öfter, und es machte ihm daher in seinen Gedanken viel zu schaffen. Selbst im Kriege gegen die Sachsen mußte er daran denken, und da geschah es, daß ihm, während er im Zelte schlief, ein wunderbar heller Glanz in die Augen fiel, der ihn aufweckte. Er sah vor sich einen ehrwürdigen Mann im Pilgermantel, der zu ihm sprach: „Ich bin Jakobus, der Bruder des Apostels Johannes. Der Herr schickte mich über's Meer, um in weit entfernten Landen seine Liebe zu verkünden; meine Gebeine liegen in Spanien, wo die Saracenen hausen. Warum hast doch du, vor dem so viele Völker sich beugen, noch nicht daran gedacht, die Bande jenes Landes zu lösen? Wisse nun, der Herr hat dich erwählt, um die Heiden zu schlagen und mein Land zu befreien. Jene lichte Sternenbahn, die du am Himmel gesehen hast, bedeutet den Weg deines Heeres zu meinem Grabe, zu dem künftig die Völker in Schaaren kommen werden. Zieh denn hin, ich geleite dich und helfe dir jetzt zum Siege und einst zur himmlischen Krone."

Als der Kaiser dieß vernommen hatte, rief er die Fürsten und Ritter zusammen und zog mit einem mächtigen Heere nach Spanien. Die erste Stadt, die sie zu erobern unternahmen, Pampelona, hatte so feste Mauern, daß sie drei Monate vergeblich gegen sie anstürmten. Da wandte sich Karl im Gebete an den Apostel Jakobus und erinnerte ihn an sein Versprechen. Sogleich erbebten die Mauern und stürzten krachend zusammen; da erschracken die Heiden und ergaben sich, und nicht bloß die von Pampelona, sondern in ganz Spanien. Kaiser Karl aber zog mit den Seinigen sogleich zum Grabe des hl. Jakobus am Meere und warf seine Lanze weithin in die Wogen, Gott und St. Jakobus dankend. Dem hl. Apostel zu Ehren baute er von dem Golde, das ihm die saracenischen Fürsten Spaniens zum Geschenke brachten, eine schöne Kirche, zu welcher fortan Hunderttausende von Pilgern kommen.

Die Langeweile

kann sogar eine Sünde sein, eine Unterlassungssünde; denn in der Zeit, welche man vergähnt, könnte man doch wohl etwas Gutes thun.



Winterbild.

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 443 fl. 42 kr. — Von A. und O. 24 kr. — Von Th. u. F. 1 fl. — Von Th. L. von Hofdf. 1 fl. 36 kr. — 17 Meßstipendien à 31 kr.: 8 fl. 47 kr. — Zu Ehren der hochheiligen unbefleckten Empfängniß Mariä von C. Z. 30 kr. — 53 Meßstipendien von Pf. P. S. 25 fl. 15 kr. —

Red.: Dr. **Lang.** — Expedition für die Abonnenten in München: **Frauenplatz 10,** für den Buchhandel und für auswärts: **Damenstiftsg. 15/I**
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 2 Februar 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Das Gelübde des Matrosen.

Die Fregatte „Psyche“ segelte von Toulon nach Afrika, ein prächtiges Schiff mit 44 Kanonen vom schwersten Kaliber und 400 Mann, ungerechnet die Offiziere, den Koch und den gefräßigen Suluk. Den Namen Suluk führte ein großes Schwein, das bereits seit einem Jahre sich auf dem Schiffe befand und der Mannschaft nicht wenig Unterhaltung machte.

Eines Tages, während die ganze Mannschaft in Parade auf dem Verdecke stand, wußte Suluk aus seinem Behälter zu entkommen und trieb sich hinter den Reihen herum. Ein Offizier verlas eben einen Tagsbefehl, als sich ein mächtiges Grunzen vernehmen ließ. „Wer brummt da?“ rief der Offizier in strengem Tone; Niemand rührte sich. Aber die Leute, hinter denen Suluk sich herumtrieb, fingen zu lachen an; roth vor Zorn schrie der Offizier: „Was, die Kerls machen sich noch über mich lustig? Achtung! Der, welcher vor-

hin gebrummt hat, trete vor!" Die Reihen öffneten sich, und Suluk erschien, abermals und noch heftiger grunzend, mitten auf dem Verdeck. Da brach nun die ganze Mannschaft in ein brüllendes Gelächter aus, die Offiziere und selbst der Kapitän, der auf den Lärm herbeigeeilt war, wußten nichts Besseres zu thun als mitzulachen.

Ein einziger Mann theilte die allgemeine Heiterkeit nicht, Palanquin, ein alter Matrose, der mit allen Wassern gewaschen war. Vor nicht langer Zeit hatte er an der afrikanischen Küste Schiffbruch gelitten, war dann nach Frankreich zurückgekommen und seitdem wie umgewandelt. Früher war er der lustigste Matrose gewesen, den man finden konnte, unerschöpflich an Erzählungen, Schnurren und Liedern; auf einmal wurde er schweigsam und zog sich von aller Gesellschaft zurück. Wenn er vom Dienste frei war, saß er zwischen ein paar Kanonen und starrte vor sich hin.

Nun war an Bord der Psyche ein Schiffskaplan, einer jener edlen und weisen Priester, die mit den Matrosen so gut umgehen können. Eines Morgens ging Hr. Düfour, so hieß der Geistliche, auf dem Verdeck spazieren; da trat Palanquin schüchtern zu ihm hin und drehte verlegen seinen Hut zwischen den Fingern. „Was gibt's, mein Lieber?" fragte lächelnd Herr Düfour.

„Ew. Hochwürden, ich hätte ein paar Worte mit Ihnen zu reden."

„Nur zu, mein Lieber."

„Sehen Sie, Hochwürden, ich bin traurig, es freut mich nichts mehr, nicht einmal meine alte Pfeife."

„Nun, so sage mir, was dich drückt; vielleicht kann ich dich trösten."

„Ja, ich habe etwas Schweres auf dem Gewissen, ich habe, glaube ich, den lieben Gott zum Besten gehabt."

Der Geistliche hatte zu thun, um das Lachen zu verbeißen, und fragte: „Was hast du denn gethan?"

„Ja, sehen Sie, Hochwürden, das ging so zu. Ich hatte mich schon viele Jahre in allen Meeren herumgetrieben und ich befand mich dabei so wohl wie der Fisch im Wasser. Da lernte ich einen Matrosen kennen, Russo hieß er, und war ein Bursche, der uns Allen warm machte. Gleichwohl habe ich ihn jetzt so gern wie meinen Bruder, und ich möchte Niemanden rathen, ihm zu nahe zu treten, sonst hätte er es mit mir zu thun. Es ist noch nicht so lange her, da segelten

wir im Kanal Mozambique. In einer Nacht brach ein Sturm mit unerhörter Heftigkeit los; ehe wir uns umsehen, sind unsere Segel zu Grunde gerichtet, der Regen schießt nur so herunter, Donner und Blitz fährt dazwischen, es war ein Höllenspektakel. Die ganze Nacht warf es uns hin und her. Gegen Morgen hieß es: „Klippen!“ Die Steuerleute arbeiteten aus Leibeskräften, aber was half's? Der Sturm warf uns auf die Klippen, Alles ging drunter und drüber, ich lag, ehe ich's mir versah, im Wasser, erwischte aber glücklich eine Segelstange, klammerte mich daran, und eine mächtige Welle rollte mich an's Land. Schnell raffte ich mich auf, und wer steht mir gegenüber? Russo, der sich allein von der ganzen übrigen Mannschaft gerettet hatte; sonst war Alles ertrunken.

Nun waren Russo und ich allein auf einem unbekannten Lande, ohne Waffen, ohne Lebensmittel, und wir hatten weiter keine Aussicht als die, Hungers zu sterben. Russo, der doch sonst ein tüchtiger Kerl ist, zeigte nicht übel Lust zu weinen; ich aber sagte: „Geh, beten wir, am Ende läßt uns der liebe Gott doch nicht in diesem Hundeland umkommen.“

Russo nahm sich zusammen, und wir, die wir bis dahin nicht besonders gut miteinander gestanden waren, versprachen uns, nach Kräften uns gegenseitig beizustehen. Mir war es in diesem Augenblick gerade, als ob der Andere mein Bruder wäre. „Aber“, sagte ich, „mein Magen ist leer wie eine Trommel, und ich hätte nichts dagegen, wenn ich etwas zu essen hätte.“ Während ich dieß sagte, sah ich ein Fäßchen von ziemlichem Umfang auf die Küste zutreiben. „Da“, schrie ich, „da gibt's was zu essen!“

„Ach!“ sagte Russo, „das wenn es wäre! Mag es sein was es will, aber ich schwöre, wenn ich wieder nach Hause komme, ich lege es in meine Schuhe und wallfahre damit zur Kapelle Unserer Lieben Frau vom Schutz.“ Ich machte das nämliche Gelübde wie Russo. Das mag Ihnen ein wenig dumm vorkommen, aber Ew. Hochwürden müssen bedenken, daß wir damals einigermaßen den Kopf verloren hatten. Mit unseren Messern brachen wir das Fäßchen auf und fanden Erbsen darin. Wir machten Feuer an und kochten die Dinger; das half doch wenigstens gegen den ärgsten Hunger. Nach zwei Tagen nahm uns ein vorüberfahrendes Schiff auf und brachte uns wieder nach Frankreich. Das war eine Freude, als wir die Heimat wieder sahen! Wir weinten, wir umarmten alle Leute, kurz, wir wußten nicht was wir thaten!“

„Das glaube ich gern, mein Freund. Aber wie ging es mit euerem Gelübde?"

„Ja so. Eines Morgens kam Russo zu mir, als ich noch im Bette lag. Er hatte sich ganz hübsch herausgeputzt und machte ein ungeheuer feierliches Gesicht. „Kamerad", sagte er, „ich hole dich zur Kapelle Unserer Lieben Frau ab. Da in meinem Sacktuch habe ich die Erbsen, auf denen wir gehen müssen. Da hast du die Hälfte davon, mache dich fertig, in einer Stunde hole ich dich ab." Ich sagte zu mir selbst: Sein Wort muß der Mensch halten. Ich stopfe also das Gemüse in meine Schuhe und gehe einige Schritte. Ach, Hochwürden! wenn Sie jemals ein Gelübde machen, versprechen Sie nur nicht, auf Erbsen zu gehen, das ist schrecklich! Ich überlegte bei mir, daß ich mit den trockenen Erbsen in den Schuhen in meinem Leben nicht zur Kapelle käme. Da kam mir ein Gedanke, den mir, glaube ich, der Teufel eingegeben hat. Ich nehme einen Tiegel und koche die Erbsen. Dann that ich's in die Schuhe und marschirte ganz leicht, es war wie ein Umschlag. Russo kam und ging mit mir. Der brave Mensch hatte die trockenen Erbsen in den Schuhen; er schnitt zwar fürchterliche Gesichter, aber er marschirte heldenmüthig vorwärts. Endlich sagte er: „Kamerad, ruhen wir ein wenig aus, meine Füße tragen mich nicht mehr. Wie machst es denn nur du, daß du gar nichts spürst? Ich für meinen Theil möchte lieber auf allen Vieren kriechen, wenn ich nicht fürchtete, den lieben Gott zu beleidigen."

„Bei diesen Worten meines Kameraden empfand ich schreckliche Gewissensbisse. Ich sagte aber keine Silbe. Wir kamen in die Kapelle und wohnten der hl. Messe bei. Dann zog Russo seine Schuhe aus und streute seine Erbsen in den Wind; ich zog mich still in einen Winkel zurück. Russo ging fröhlich pfeifend nach Hause; ich schlich mich beschämt und ärgerlich davon. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Franz Palanquin sein Wort gebrochen!"

Der Matrose schwieg; eine Thräne rollte über seine gefurchte Wange. Herr Düfour reichte ihm die Hand. „Du bist ein braver Mann", sagte er, „und ein guter Christ. Gott ist der liebevollste Vater, er verzeiht Jedem, der bereut. Komm mit mir in meine Cajüte!"

Niemand weiß, was der Priester und der Matrose da besprachen; aber am Abend dieses Tages rauchte Palanquin wieder seine Pfeife und sang lustig zum Erstaunen der ganzen

Mannschaft. Wer ihn aber in der Folgezeit beobachtete, konnte wahrnehmen, daß Franz Palanquin drei Jahre lang nichts als Wasser trank, und wer die Matrosen kennt, weiß, was das heißen will.

Die kleine Geschichte hat dir vielleicht Spaß gemacht, lieber Leser? Das soll mich freuen; aber es ist auch etwas daraus zu lernen, und zwar dreierlei: erstens, daß man kein unüberlegtes Gelübde machen soll; zweitens, daß man, wenn man eines gemacht hat, es halten soll; drittens, daß man, wenn Einen Gewissensbisse quälen, zu einem Priester gehen soll. Das hl. Sakrament der Buße tröstet und gibt Muth und Kraft, und mancher, der mit traurigem Gesicht in den Beichtstuhl tritt, geht mit ruhigem Herzen und heiterer Miene wieder heraus.

Der Engelszug.

Gegenüber von Würzburg erhebt sich der Nikolausberg, vom Volke „das Käppele" genannt. Vor 200 Jahren stand da oben ein Bildstock, die schmerzhafte Mutter Maria mit dem Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf dem Schooße darstellend. Manche wunderbare Gebetserhörungen veranlaßten eine immer mehr zunehmende Wallfahrt, und es wurde eine kleine Kapelle über dem Vesperbilde erbaut; i. J. 1634 wurde sie vergrößert und mit einem Thurm versehen.

Am 21. März 1685 um Mitternacht und um 4 Uhr Morgens hörten die Wachtposten auf der gegenüber liegenden Festung Marienberg eine Viertelstunde lang ein Glöcklein von der Kapelle herüberläuten. In der Nacht des 26. Juni 1687 sahen die Schloßwachen die ganze Kapelle in Feuer stehen und hörten wieder die Glocken läuten. Am Morgen des 20. Dezember vor 5 Uhr sah man bei der Kapelle eine Reihe brennender Fackeln, die sich gegen 6 Uhr allmälig verloren. Am 5. April 1689 kamen gegen 8 Uhr Abends aus der Kapelle viele brennende Fackeln zum Vorschein und zogen sich vom Berg herunter bis auf den unten gelegenen Zimmerplatz, wo sie einen Kranz bildeten. Diese Erscheinung wiederholte sich noch zweimal in jener Nacht, und noch bis zum Jahre 1693 sah man öfter hellen Lichtschein um die Kapelle oder hörte das Glöcklein läuten.



Von da an hörten diese seltsamen Erscheinungen auf, desto häufiger aber ereigneten sich außerordentliche Gebetserhörungen, welche Kranke, Blinde und andere Bedrängte durch die Fürbitte der Mutter Gottes hier von Gott erlangten. Immer

zahlreicher kamen die Wallfahrer dahin. Im Jahre 1748 wurde der Grundstein zu der jetzigen schönen Kirche gelegt, die aber erst im Jahre 1824 eingeweiht wurde.

Die Volkssage erzählt auch, es kämen alle 50 Jahre Engel mit brennenden Kerzen über den Berg herüber und zögen singend in die Kirche. Im Jahre 1841 soll das zum letzten Mal geschehen sein, und unser nebenstehendes Bild bezieht sich darauf.

Dankbarkeit.

Ein Mitglied des Vincentius-Vereins in einer französischen Stadt war gestorben. Da kam zum Sekretär des Vereins ein junger Mensch, ein Lehrling, dem der Verstorbene viel Gutes erwiesen hatte, und sagte: „Mein Wohlthäter ist also todt." — „Ich weiß es, mein Lieber, aber kümmere dich nicht, man wird dich nicht verlassen." — „O mein Herr", erwiderte der Junge, „das ist meine geringste Sorge. Aber ich möchte Sie um etwas bitten. Sehen Sie: es ist hier Sitte, daß vor dem Begräbniß Jemand bei dem Todten betet; machen Sie doch, daß man mir das erlaubt; ich kann ja auf keine andere Weise dem guten Herrn N. meine Dankbarkeit bezeigen." Der Sekretär war von dieser Aeußerung dankbaren Sinnes bei einem so jungen Menschen tief gerührt und vermittelte, daß diesem die erbetene Erlaubniß gegeben wurde.

Heimgeschickt.

Während einer Eisenbahnfahrt knüpfte ein Aufgeklärter mit einem mitfahrenden Franziskaner ein Gespräch über Religion an und spielte, um den Mönch recht in die Enge zu treiben, gleich seine höchste Karte aus, indem er sagte: „Ich glaube an keinen Gott, es gibt keinen Gott, denn er soll allgegenwärtig sein, ich habe ihn aber noch nie gesehen." — „Wenn das gilt," antwortete der Franziskaner ruhig, „dann muß ich auch läugnen, daß Sie einen Verstand haben, denn ich habe ihn bisher auch noch nicht gesehen." Der Franziskaner hatte die Lacher auf seiner Seite.

Der selige Bauer zu Vohburg.

(Von J. M. V.)

Fährt man auf einem Dampfschiffe von Ingolstadt die Donau hinab, so begegnen nach einiger Zeit dem Blicke des Reisenden die romantisch gelegenen Ruinen der alten Vohburg. Eine verfallende Ringmauer zieht sich um den Gipfel eines Hügels, auf welchem auch die jetzt geschmackvoll renovirte Pfarrkirche, das ehemalige Pfleggerichts- und Kastenamts-Gebäude stehen. Allein nicht nur diese Steinreliquien sind es, die unsere Gedanken in Vohburgs Vergangenheit zurückversetzen, auch die Gebeine eines frommen Mannes, die wir auf dem Altare der dortigen Andreaskirche finden, machen uns neugierig auf eine Begebenheit, die vor mehr als 400 Jahren sich ereignet hat. In der am Fuße des Hügels gelegenen Marktskirche zum hl. Andreas erblicken wir auf dem Frauenaltar einen Schädel mit Armknochen auf einem Kästchen, das die übrigen Gebeine enthält und die Inschrift trägt: O. B. R. I. (ossa beati rustici Joannis) d i. „Gebeine des seligen Bauers Johann". Die Geschichte desselben, der jetzt noch bei den Bewohnern Vohburgs und der Umgebung in großer Verehrung steht, will ich in Kürze den Lesern erzählen.

Der „selige Bauer", wie er vom Volke genannt wird, lebte in Mitte des 15. Jahrh. auf dem in der Nähe von Vohburg gelegenen Grieshamhofe in einer glücklichen Ehe mit einem frommen Weibe, das von Biburg (zwischen Abensberg und Siegenburg) gewesen sein soll. Ihre Ehe ward mit mehreren Kindern gesegnet, deren sorgfältige Erziehung sich das gottesfürchtige Ehepaar sehr angelegen sein ließ. Beide Eheleute würzten ihr dem Gebete und der Arbeit gewidmetes Leben mit fleißigem Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes und lebten sehr friedlich und zufrieden. Allein bald trübte eine schwere Wolke den Himmel des braven Bauersmannes. Der Tod entriß ihm seine liebe Gattin, und bald darauf traf ihn Schlag auf Schlag, indem alle seine Kinder nacheinander ihrer Mutter ins Grab folgten. Alle Freude an der Welt war jetzt dem guten Manne genommen. Er vermachte seinen ganzen Hof dem nahe gelegenen Benediktinerkloster Münchsmünster, gab sein erhaustes Geld den Armen und wollte von nun an nur für Gott als Einsiedler leben. In dem nahen Walde baute er sich eine Klause. Täglich ging er, um dem Meßopfer beizuwohnen, nach Vohburg, wo er in den Bürgers-

häusern mit Lebensmitteln versorgt wurde, wofür er Gottes Segen auf seine Wohlthäter herabflehte.

Einstens zur Nacht, als eben der fromme Mann im Gebete vertieft war, brachen in seine Zelle Bösewichte ein, welche nicht glauben konnten, daß der Diener Gottes all sein Vermögen in uneigennütziger Weise verschenkt habe, und die noch eine bedeutende Summe bei ihm erhaschen zu können hofften. Da er ihrer Forderung, sein Geld auszuliefern, nicht entsprechen konnte, indem er ja keinen Kreuzer mehr hatte, so wollten sie ihn durch rohe Behandlung zur Herausgabe zwingen. Aber umsonst. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken und schlugen ihn, legten ihm einen Strick um den Hals und erwürgten ihn. Nun durchsuchten die Mörder die ganze Klause und fanden nichts.

Nachdem sie den Leichnam an einen Balken gebunden und die Thüre versperrt hatten, entfernten sie sich durch das Fenster. Dadurch sollte es den Anschein bekommen, als hätte der gute Mann sich selbst erhenkt.

Da die Vohburger den frommen Diener Gottes nicht mehr in die Kirche kommen sahen, glaubten sie, er sei krank und schickten Speise hinaus zu seiner Klause. Diese fand man aber versperrt. Man dachte nun, der Einsiedler sei wallfahrten gegangen, obschon es auffiel, daß er Niemanden davon etwas gesagt hatte. So ließ man wieder drei Wochen verstreichen. Jetzt gewann aber immer mehr die Vermuthung Raum, es könne der Mann Gottes gar in seiner Zelle allein gestorben sein. Deßhalb ging man wieder hinaus zur Klause, erbrach die Thüre und fand ihn aufgeknüpft. Beim Pfleggericht und beim Rathe in Vohburg ward sogleich Anzeige gemacht. Das Volk, das zahlreich herbeikam, hatte sich schnell seine Meinung gebildet; es schalt auf den Heuchler, den Selbstmörder. Ein vom Rathe geschickter Wundarzt fand allerdings am Erhenkten einige Spuren von Streichen, glaubte aber, der Entseelte habe sich dieselben selbst versetzt. An fremde Handanlegung konnte man um so weniger denken, da ja die Hütte von innen gesperrt, und Alles darin in Ordnung war. Der Unschuldige wurde also als Selbstmörder behandelt: der Scharfrichter schnitt ihn vom Balken; man band den Leichnam an den Schweif eines Pferdes, schleifte ihn durch den Markt auf den Galgen (auf die linke Seite der Donau) und begrub ihn dort.

Doch Gott offenbarte bald die Unschuld des frommen

Klausners. Als kurz nach dem erzählten Ereigniß in Vohburg ein Jahrmarkt abgehalten wurde, kam ein Blinder, der das Mitleid der Marktbesuchenden ansprechen wollte, an dem Hochgericht vorüber. Von was man damals allgemein redete, nämlich vom früheren Grieshamerbauern, das besprach auch er mit seinem Führer. Der Blinde vertheidigte die Unschuld des Erwürgten und äußerte, er könne nicht glauben, daß ein so frommer Mann ein so trauriges Ende durch Selbstmord genommen habe: „Gott wird es wissen, wie es ist.“ Kaum sprach er's, so wurden die Augen ihm hell: er sah die Donau vor sich und den Markt Vohburg, er hatte sein Augenlicht völlig erhalten.

Durch dieses Wunder, das allgemeines Staunen erregte, wurde schnell die Meinung der Vohburger geändert. Man bekam Vertrauen zu dem frommen und jetzt sogar wunderthätigen Manne. Ein Lahmer, der auf Krücken sich über das Grab des Klausners hinschleppte, fühlte sich auf einmal an seinen Gliedern so gestärkt, daß er die Krücken wegwerfen und frei gehen konnte. Auch ein Aussätziger ward am Grabe plötzlich rein. Allgemeines Aufsehen erregten diese Wunder, doch das Staunen wuchs noch mehr durch folgenden Vorfall.

Am nämlichen Tage waren zwei Diebe, die an einem Kramladen stehlen wollten, ertappt und eingesperrt worden. Als der Gerichtsdiener beiden das Essen brachte, erzählte er von den Wundern, die am Grabe des erhenkten Klausners sich zugetragen hatten. Die Diebe erschracken und gestanden, daß sie die Mörder des Unschuldigen seien. Der Kerkermeister machte Anzeige, und der ganze Thatbestand enträthselte sich.

Sogleich machte man nun einen Bericht an das Ordinariat Regensburg. Der Bischof Heinrich III. von Absberg ließ das Vorgefallene genau prüfen, kam dann selbst nach Vohburg und ging in Prozession auf das Hochgericht, um den Leichnam des ehrwürdigen Mannes zu erheben. Geistliche öffneten das Grab, und man fand den Leichnam des Dieners Gottes wie nur in Schlaf versunken. In rothsammtene Teppiche eingewickelt, wurde er unter allgemeiner Betheiligung des Volkes nach Vohburg getragen und dort in der hl. Geistkirche beerdigt. Dieß geschah im Jahre 1471. Im genannten Gotteshause ruhte der „selige Bauer“ über 220 Jahre und wurde dann (1691) vom Weihbischof Albert Ernst, Graf von Wartenberg, wieder erhoben, die Gebeine in ein Kästchen ge-

legt und am 4. April 1694 am Palmsonntag, mit Erlaubniß des Consistoriums Regensburg, in die Marktskirche zum hl. Andreas übersetzt, wo sie sich noch befinden.

Der unbekannte Wohlthäter.

Auf dem öffentlichen Platze einer kleinen Stadt in Frankreich ließ ein Gerichtsschreiber die armselige Hauseinrichtung eines Taglöhners verkaufen, der eine Schuld nicht hatte zahlen können. Plötzlich erschien Jemand, der den Beamten bat, mit dem Verkauf inne zu halten; es sei ein Mann bereit, das schuldige Kapital sammt den Zinsen und Kosten für den Taglöhner zu bezahlen. Das Geld wurde sofort erlegt, und der Beamte kündigte dem Publikum an, daß die Sache in Ordnung sei. Man denke sich die Freude des armen Taglöhners, der keine Ahnung davon hatte, wer ihm so geholfen habe. Erst später stellte sich heraus, daß der Pfarrer des Ortes der ungenannte Wohlthäter gewesen.

Schlau und doch dumm.

Für einen eingekauften Wechsel verlangte ein Jude 9 Procent und schrieb die 9 sofort auf die Wandtafel. Der Verkäufer fragte, ob er sich denn vor Gott der Sünde nicht fürchte, so schauderhafte Procente zu nehmen. „Na nu", versetzte der Jude, „wenn der Herrgott vom Himmel herunterschaut, so liest er auf der Tafel die 9 als eine 6, und so viele Procent sind doch wohl in aller Welt erlaubt!" Der Mann hat sich selbst jedenfalls am meisten betrogen.

Heuchler und Schmeichler

sind ärger als die Raben; diese hacken doch nur den Todten die Augen aus; die Heuchler und Fuchsschwänzer aber verblenden die Lebendigen, daß sie die Wahrheit nicht sehen können.

Zum Merken.

Glaube nicht leicht, was die Leute erzählen; hoffe nicht Alles, was man dir verspricht; liebe nicht schnell, was dir schön erscheint.

Kernsprüche.
(Fortsetzung.)

Die Zukunft. 1. Ungewißheit der Zukunft.

Lob' den Tag nicht vor dem Abend. Schöne Tage soll man Abends loben und schöne Frauen Morgens. Jeder Tag hat seine Plag'. Jeder Tag hat sein Wenn und Aber. — Ein Heute ist besser als zehn Morgen. Besser ein Vogel in der Hand, als zehn über Land. Ich weiß wohl was ich habe, aber ich weiß nicht, was ich überkomme. In ungewissen Dingen kann man keinen gewissen Fuß setzen. Ungelegte Eier sind ungewisse Hühner. Die Würfel fallen Einem nicht nach Wunsch, wenn man schon drein bläs't. Es ist noch nicht auf den Mühlen, was zu Ostern gemahlen werden soll. Es kann in einem Augenblick viel geschehen. Das Jahr hindurch kann noch gar viel Wasser den Berg hinablaufen. Gar manche schöne Hoffnung fällt ab wie dürres Laub im Herbste, und fragst Du, wann sie in Erfüllung gehe, so heißt es: „Zu Pfingsten auf dem Eis." Darum vertrau nicht gar zu viel auf die ungewisse Zukunft; denn die Zeit ist unstät wie ein Rohr, wer ihr vertraut, der ist ein Thor.

2. Hoffnung auf bessere Zeiten. Muth und Geduld.

Man kocht noch am Brei. Noch hat der Letzte nicht geschoben. Die letzten Karten sind noch nicht ausgespielt. Der letzte Wurf ist noch nicht geschehen. Noch ist Polen nicht verloren. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Heute und Morgen ist auch ein Tag. Eine unverhoffte Stunde macht Alles gut. Kommt der Tag, so bringt der Tag, sagen die Bettelleute; warum solltest du den Kopf hängen lassen? Mit der Zeit kommt Freud' und Leid. Mit Geduld und Zeit wird aus dem Maulbeerbaum ein Seidenkleid. Mit Zeit und Geduld wird aus dem Hanfstengel ein Halskragen. Mit der Zeit kommt man auch weit. Mit der Zeit kommt Hans ins Wamms. Mit Zeit und Weile lernt auch ein wilder Ochs das Joch tragen. Die Zeit weiß Einen schon mürbe zu machen. Mit Zeit und Weile kommt man nach Rom. —

Der Zeit muß man viel befehlen. Was eine Stunde nicht thut, das thun zwei. Warte, auch Gott wartet, und dazu oft lange. Man muß die Zeit erwarten. Alles mit der Zeit. Es kann sich in kurzer Zeit viel verkehren. Auf einen bösen Tag gehört ein guter Abend. Kommt Zeit,

kommt Rath. Zwölf Stunden sind im Tag, was die eine nicht bringt, das bringt die andere. —

Zeit macht gesund. Zeit heilt alle Wunden. Zeit ist der beste Arzt. Geduld, Geld und Zeit schlichten jeden Streit. Mit der Zeit wird dir hold, was vorher dein nicht gewollt.

3. Gott ist der Herr der Zeit

— und das muß unser Trost sein bei der Erbärmlichkeit unserer gegenwärtigen Zeitverhältnisse und bei der trüben Aussicht auf die Zukunft. Jetzt geht Gewalt vor Recht, und die Schlechtigkeit und Treulosigkeit feiern ihren Triumph. Doch getrost! Der Letzte hat noch nicht gesprochen. Gott hat auch noch ein Wörtlein darein zu reden. Gott läßt sich seine Uhr von keinem Menschen stellen, und nicht wie der Mensch will, sondern wie Gott will, wird es gehen. Der alte Gott lebt noch und hat bis auf den heutigen Tag auch das Weltregiment noch nicht aus den Händen gegeben. Das sei der Guten Trost; den Schlechten aber gilt des Dichters Wort:

„Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet Acht!
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht."

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag: 481 fl. 14 kr. Von J. Sonntag 1 fl. 45 kr. — Aus Grulich von den Schülern der 3. Kl. 2 fl., von N. N. 1 fl. — Von Frühm. L. in W. für 4 hl. Messen 2 fl. — Von der Werktagsschule in Gleusdorf 1 fl. 9 kr. — Aus Obersaal zu Ehren des hl. Christkindes 2 fl. 9 kr. — Von der Filiale Maingründel, Pfarrei Ustersbach, Opfer am St. Leonhardifeste 4 fl. — Von einigen Wohlthätern 7 fl. — 6 heil. Messen zu Ehren der unbefl. Empfängniß und zum Troste einer armen Seele im Fegfeuer 3 fl. 36 kr. — Aus Leoben 5 fl. — Von A. M. zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria 2 fl. 15 kr. — Von „einem Priester" 100 Meßstipendien à 30 kr. ad int. fundd. = 50 fl. — Von „einem Priester" 10 fl.

Für eine noch zu bestimmende Mission.

Von zwei Leserinnen in Schongau (je 1 fl. für 1867 2 fl. — Von mehreren Personen in Achdorf 3 fl.

Kapistran,

kathol. Volksblatt, redigirt von A. Wiesinger, erscheint seit Neujahr vorläufig alle 14 Tage in einem Groß-Oktavbogen und ist dazu bestimmt, die heutzutage am häufigsten auftretenden religiösen und socialen Fragen in einer für das Volk faßlichen Weise zu besprechen und besonders die in den Zeitungen vorkommenden Angriffe auf die Kirche, ihre Einrichtungen und Diener abzuwehren, passende Bücher zu empfehlen und von den wichtigsten Ereignissen im kirchlichen Leben der Gegenwart Nachricht zu geben. Das Blatt wird von einem Manne herausgegeben, der seit einer Reihe von Jahren als Redacteur der trefflichen „Wiener Kirchenzeitung" sich als einen gelehrten, geistreichen und talentvollen Schriftsteller bewährt hat, so daß also auch von diesem „Kapistran" nur Ausgezeichnetes zu erwarten ist. Das Blatt kostet jährlich nur 1 fl. östr. W. und kann durch alle Buchhandlungen bestellt werden.

Das Münchener Sonntagsblatt, illustrirtes Volksblatt für Unterhaltung und Belehrung,

wird dem kathol. Volke dringend zum Abonnement empfohlen. Es kann jederzeit bei jeder Post und Buchhandlung mit 30 kr. = 9 Sgr. = 50 Nkr. für das Quartal bestellt und vollständig bezogen werden. Durch die Buchhandlungen kann man es auch in Monatsheften erhalten. Das Januarheft (Nr. 1—4) enthält drei Erzählungen: „Wer war der Nächste?" „Wie ein Deutscher wettet" und „Des Sohnes Vermächtniß"; eine lustige Abhandlung über die Annehmlichkeit, einen Hund zu haben, eine andere über den Einfluß des Wetters auf das menschliche Gemüth; einen Artikel über die Heiligen Pflanzen in Tirol; die Legende der heil. Agnes; aus dem Leben des Churfürsten Ferdinand Maria von Bayern; das Porträt des Frhrn. v. Andlaw; badische Volkssagen und 16 Bilder. In den Beilagen stehen eine Menge Notizen über kirchliche Ereignisse der Gegenwart.

Auf das St. Josephsblatt

werden jederzeit bei jeder Post und Buchhandlung Bestellungen (der Jahrgang zu 15 kr. = 5 Sgr.) angenommen. Größere Parthien (von 40—50 Expl.) besorgt auch die Expedition des Münchener Sonntagsblattes.

Red.: Dr. Lang. — Expedition für die Abonnenten in München: Frauenplatz 10, für den Buchhandel und für auswärts: Damenstiftsg. 15/₁
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. **Nr. 3.** März 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Der stille Jakob.

Ein Vorarbeiter in einer der größten Fabriken des Rheinlandes erzählte mir vor Kurzem:

Im vorigen Herbste trat in unsere Fabrik ein großer kräftiger Bursche von 16 bis 17 Jahren, mager, knochig, tüchtig zur Arbeit, aber ein wenig still. Er hieß Jakob Klein, wir aber nannten ihn den „stillen Jakob" wegen seines ernsten, träumerischen Wesens. Er war übrigens ungemein gutherzig, dienstfertig, sanftmüthig und gab keinem Menschen ein böses Wort. Man hatte ihn darum in der Fabrik sehr gerne.

Um 2 Uhr, wenn man zum Essen ging, blieb Jakob nicht in der Nähe der Fabrik, er ging zum Essen nach Hause. Einer der Vorarbeiter, der ihn nicht leiden konnte, stellte ihn eines Tages darüber zur Rede. Der stille Jakob antwortete ganz ruhig, er habe seine Mutter zu Hause, die ihm seine Suppe koche, und er müsse zu ihr gehen.

„Aber der Weg ist doch zu weit", sagte der Andere. „Du willst dir wohl die Beine gelenkig laufen?"

Ueber jeden Andern hätten die Arbeiter, wenn ein solcher Witz auf ihn gemacht worden wäre, gelacht, über Jakob lachte man nicht.

Nach einiger Zeit starb die Frau des Vorarbeiters. Dem Manne war es nicht recht, daß sie in das Commungrab gelegt werden solle, er hätte gerne ein eigenes Grab gehabt, hatte aber nicht die Mittel, es zu bezahlen. Als wir in der Fabrik dahinterkamen, sagte Jakob: „Wenn wir Alle zusammenlegten, ließe sich wohl ein eigenes Grab für die Frau kaufen!" Wir legten zusammen, und der Ertrag unserer Sammlung war so reichlich, daß der Wittwer nicht nur das Grab kaufen, sondern auch die Begräbnißkosten bestreiten konnte. Wir waren Alle froh, daß wir dem Kameraden hatten helfen können, und hatten den stillen Jakob, der uns dazu gerathen hatte, noch lieber.

Einige Wochen vor dem Neujahr war in seinen Gewohnheiten eine gewisse Veränderung bemerkbar. Sonst war er immer pünktlich einer der ersten bei der Arbeit gewesen, jetzt kam er öfter zu spät. Abends machte er sich in größter Eile aus dem Staube, wie Einer, der ein böses Gewissen hat. „Was treibst du denn eigentlich, Stiller?" fragte ich ihn eines Tages, als er wieder um eine gute Viertelstunde zu spät kam.

„Ich?" fragte er erstaunt.

„Ja du."

„Ich habe Geschäfte", sagte er und ging weg. Ich sah wohl, daß er mit der Sprache nicht heraus wollte, drang aber nicht weiter in ihn. Bei einem Anderen wären mir allerlei schlimme Gedanken gekommen.

Um den 15. Dezember herum fehlten einem Rechnungsführer, der die Löhne auszuzahlen hatte, 100 Thaler in seiner Kasse; sie waren gestohlen. Der Fabrikant ließ mich rufen und sagte: „Martin, Sie wissen, was geschehen ist?"

„Ja Herr, man hat dem Rechnungsführer 100 Thaler gestohlen."

„Der Polizeikommissär wird sogleich die Untersuchung beginnen. Fällt auf Niemand Verdacht?"

„Nein Herr", antwortete ich, und wenn ich auch etwas gewußt hätte, so hätte ich es nicht gesagt, weil ich Niemand Unrecht thun will.

Der Fabrikant sprach weiter: „Mit Ihrem Kameraden

Jakob scheint seit einiger Zeit etwas nicht in der Ordnung zu sein; der Polizeikommissär wollte ihn sogar schon festnehmen."

Bei diesen Worten schob der Fabrikant seine Augengläser hinauf und sah mich scharf an, als wolle er in meinen Augen lesen. Dann fuhr er fort: „Ich habe die Verhaftung nicht geschehen lassen, denn ich kann nicht glauben, daß Jakob schuldig ist. Ich habe von ihm nur Gutes gehört und kenne ihn als einen guten und braven Arbeiter."

„O das ist er gewiß", sagte ich schnell und war froh, dieses sagen zu können; es war mir gerade, als müßte ich durch diese Bestätigung des Lobes, das dem Kameraden gespendet wurde, die bösen Gedanken wieder gut machen, die auf einen Augenblick in mir aufgestiegen waren. Eigentlich aber wußte ich doch nicht recht, wie ich daran war. Einerseits konnte ich mir nicht denken, daß Jakob gestohlen habe, andrerseits aber fiel mir sein Betragen in der letzten Zeit ein.

Der Fabrikant fuhr fort: „Reden Sie mit Jakob, sagen Sie ihm in meinem Namen, daß er, wenn er das Geld genommen hat, es mir gestehen und das Gestohlene zurückbringen soll, ich will ihm dann helfen, sein Vergehen wieder gut zu machen, und es vermitteln, daß er nicht arretirt werde. Er hat ja eine alte Mutter, die er erhält, nicht wahr?"

„Ja Herr."

„Ich rechne auf Sie, Martin. Sagen Sie aber in der Fabrik nichts davon. Wenn Jakob gefehlt hat, so möge er Vertrauen zu mir haben, er wird es nicht bereuen."

Ich wußte, daß es dem Herrn Ernst war. Abends, nach der Arbeit, wollte ich mit Jakob reden. Als er fortging, folgte ich ihm. Er zog in seinem Verschlage seine Arbeitskleidung aus und seinen Gehrock an. Dabei fielen zwei Goldstücke aus seiner Tasche und kollerten auf den Boden. Mir war es, als ob mir das Blut zu Eis würde. Jakob bückte sich, um die Goldstücke aufzuheben, dabei sah er mich, kam aber nicht in die geringste Verlegenheit. Ich wollte mit ihm reden, hatte aber nicht das Herz dazu.

Jakob verließ raschen Schrittes die Fabrik, und ich ging ihm in einiger Entfernung nach. Er schlug nicht den Weg nach seiner Wohnung ein, sondern ging nach dem Innern der Stadt zu und guckte in die Kaufläden hinein, wie Einer, der etwas sucht. Endlich trat er in einen Tändlerladen; nach einigen Augenblicken kam er mit ganz vergnügtem Gesichte

wieder heraus und trug unter seiner Blouse einen ziemlich großen Gegenstand; was es war, konnte ich nicht erkennen. Rasch ging er seines Weges weiter, so daß ich ihm kaum nachkommen konnte. Auf einmal, in einer engen Gasse, ging er langsamer und sah sich nach allen Seiten um, als fürchte er gesehen zu werden. Vor einem kleinen armseligen Hause machte er Halt, sah sich noch einmal um und schlüpfte hinein; ich ihm nach. Ein enger dunkler Gang führte zu einer steilen Stiege. Von einer unbezwinglichen Neugierde erfaßt, folgte ich ihm auch jetzt noch. Als Jakob ganz oben war, zog er einen Schlüssel aus der Tasche, sperrte eine Thüre auf und sagte: „Das ist gut! Sie ist noch nicht da!"

An der Stiege stand eine kleine Leiter, auf der man unter das Dach kam. Da, wo ich jetzt stand, konnte ich nicht bleiben. Also hinauf! Ich kam auf einen großen Speicher. Durch eine Ritze im Boden schimmerte Licht, ich legte mich hin und sah hinab und entdeckte, daß ich mich gerade über dem Zimmer befand, in welchem Jakob war. Er stand da, die Hemdärmel hinaufgeschoben, mit zerzaustem Haar; ein armseliges Kerzenlicht beleuchtete sein Gesicht, das ganz roth war; mitten im Zimmer hatte er einen kleinen eisernen Ofen aufgestellt, auf dem Rohre, das den Rauch in den Kamin leitete, stand mit weißen Buchstaben: „Dritter Jänner, St. Genovefa."

Jakob schob einige Stücke Holz in den Ofen. Eine Pfanne mit einigen glühenden Kohlen stand am Kamin, er schüttete die Kohlen auf das Holz; gleich darauf hörte ich das Feuer lustig im Oefchen knistern. Jakob patschte vor Vergnügen in die Hände, dann hob er die Augen gegen Himmel, und ich meinte, er müsse mich sehen. Ich bedachte nicht, daß ich durch die Dunkelheit, in der ich mich befand, vor Entdeckung geschützt war. „Gott sei Dank", sagte er, indem er noch einmal die Augen mit herzinnigem frohen Ausdrucke aufschlug: „Meine gute arme Mutter hat jetzt einen Ofen!" In diesem Augenblicke bekam ich die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Jakob das Geld nicht gestohlen hatte. Einige Minuten verflossen, da vernahm man Schritte auf der Treppe, die langsam heraufkamen. Nach einer Weile sah ich eine alte Frau in die Stube treten. Jakob trat ihr mit raschem Schritte entgegen und rief: „Liebe Mutter, ich gratuliere dir zum Namenstage. Heute ist Genovefa. Blumen gibt es jetzt nicht. Dafür hast du hier einen Ofen; er wird dir die Stube ein wenig warm machen."

Die alte Frau weinte vor Freude. Jakob küßte die kalten mageren Hände seiner Mutter und hielt sie nach der Wärme hin, die schon aus dem Ofen zu strömen begann. „Aber Jakob“, sagte sie nach einer Weile, „wo hast du nur soviel Geld her?“

„O einem guten Arbeiter fehlt es nie an Arbeit. Seit zwei Monaten helfe ich Abends wenn ich aus der Fabrik gehe, einem Laternanzünder.“

„Und in der Frühe, wenn du um zwei Stunden früher fortgehst?“

„Da lösche ich die Gasflammen aus. Das trägt etwas Hübsches ein, Mutter.“

Ich hätte dem Jakob um den Hals fallen mögen; doch machte ich, daß ich in aller Stille fortkam. Am andern Tag, als ich in die Fabrik kam, erfuhr ich, daß der Dieb entdeckt sei. Es war der Vorarbeiter, der sich über den stillen Jakob lustig gemacht hatte.

Freiherr Heinrich von Andlaw

verdient unter den ersten jener Männer genannt zu werden, denen es mit dem wahren Wohle des Volkes heiliger Ernst ist. Darum wird den Lesern dieses Blattes, von denen viele seinen Namen schon aus den Berichten über die Generalversammlungen der katholischen Vereine kennen werden, hier sein Bild vorgeführt und Einiges von seinem Leben erzählt.

Heinrich Freiherr von Andlaw (Andlau) stammt aus einem alten Adelsgeschlecht, das schon in der Zeit Karls des Großen, also vor mehr als tausend Jahren, sich am Oberrhein, da wo später das Stift Eleon entstand, angesiedelt haben soll. Viele dieses Geschlechtes zeichneten sich im Dienste der Kirche und des Staates aus oder fielen als Helden in der Schlacht.

Gegenwärtig besteht das Haus Andlaw in einer gräflichen Linie und in der freiherrlichen von Andlaw-Birseck. Die Freiherren sind zwei Brüder, Franz (geboren 1799) und Heinrich (geb. 1802 zu Freiburg in Baden).

Letzterer diente Anfangs im badischen Militär und trat später in die Staatsverwaltung ein. Im Jahre 1833 wurde er in die erste Kammer gewählt und hat seitdem die Grund-



säße des wahren Staatswohles und das Recht der Kirche mit ebensoviel Geist als Muth verfochten. Er gilt mit Recht als der Führer der badischen Katholiken. Die Schriften, die er geschrieben hat, sind meistens politischen Inhalts, mit Ausnahme des schönen Buches: „Priesterthum und christliches Leben mit Rücksicht auf die großen Fragen der Gegenwart" (Freiburg 1865).

Die hl. Kunigunde

Am 3. März feiert die kathol. Kirche das Andenken einer hohen Frau, die in ihrem irdischen Leben eine vornehme Stellung eingenommen hat, dabei aber so einfach und demüthig gewesen ist, daß sie dem ganzen Frauengeschlecht ein leuchtendes Beispiel gibt.

Die hl. Kunigunde, eine Tochter des Grafen Sigfrid von Luxemburg, wurde im Jahre 963 geboren und 996 mit dem frommen Herzog Heinrich von Bayern vermählt, der im Jahre 1002 deutscher König wurde. Beide Gatten machten bei ihrer Vermählung das Gelübde, lebenslänglich im jungfräulichen Stande zu verharren. In all die großen Unternehmungen zum Heile der Kirche und des Reiches, die Heinrich begann, stimmte die treue Gemahlin ein. Als er das Bisthum Bamberg stiftete, gab sie mit Freuden die Besitzungen her, die er ihr bei der Verheirathung als Eigenthum übergeben hatte. Täg=

lich widmete sie mit ihrem Mann eine bestimmte Zeit dem Gebete, und wenn dieser zur Ehre Gottes und zur Vertheidigung des deutschen Reiches Krieg führte, erflehte sie durch Fasten und Gebet den Segen des Himmels für seine Waffen. Oft pilgerte sie mit dem Kaiser an Wallfahrtsorte, um sich und das Reich dem Schutze der Mutter Gottes und der Heiligen zu empfehlen. Als Heinrich in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, war sie bei ihm und besuchte mit ihm alle Kirchen der Stadt. Mit unbegrenzter Freigebigkeit beschenkte sie überall die Gotteshäuser und unermüdet arbeitete sie mit eigenen Händen an kirchlichen Gewändern und Paramenten, die sie dann armen Kirchen schenkte.

Weil die eifrige Dienerin des Herrn zu einer ausgezeichneten Heiligkeit berufen war, mußte sie auch schwere Prüfungen ertragen. Unter Anderm wurde sie einmal beim Kaiser verklagt, daß sie ihm die eheliche Treue gebrochen habe. Obwohl der Kaiser nicht daran glaubte, mußte er doch, weil das Gerede auch anderen Leuten als ihm zu Ohren gekommen war, eine öffentliche Entscheidung herbeiführen, und nach Kunigundens eigenem Verlangen wurde nach der Sitte jener Zeit das Gottesurtheil angerufen. Dieses bestand darin, daß die Angeklagte mit bloßen Füßen über zwölf glühende Pflugscharen gehen mußte. Wäre sie an den Füßen angebrannt worden, so hätte sie für schuldig gegolten. Im Vertrauen auf Gottes Hilfe und auf ihre Unschuld unterzog sich Kunigunde der Feuerprobe und bestand sie glänzend; ohne einen Fuß zu verletzen, ging sie über die glühenden Eisen, und Jedermann war nun von ihrer Unschuld überzeugt.

Im Jahre 1024 wurde Kunigunde Wittwe. Der schwere Verlust versetzte sie in tiefe Traurigkeit, allein die Hoffnung des Wiedersehens hielt sie aufrecht und ermunterte sie zu unausgesetzter Thätigkeit, wo sie nur immer die Ehre Gottes fördern und die Noth der Armen lindern konnte. Ein Jahr nach dem Tode Heinrichs nahm sie in dem von ihr gegründeten Kloster Kaufungen bei Kassel den Schleier und zog das Ordensgewand an, das sie mit eigener Hand verfertigt hatte. So wurde die Kaiserin eine Mitschwester derjenigen, die sie bisher als ihre Töchter und Untergebenen angesehen hatte. Sie duldete keine Bevorzugung ihrer Persönlichkeit; Allen wollte sie dienen und für die letzte von Allen gehalten sein. Außer der Zeit des kirchlichen Gebetes beschäftigte sie sich unabläßig mit Handarbeit.

Fünfzehn Jahre lebte Kunigunde noch als Nonne. Alle ihre Mitschwestern sahen in ihr ein Vorbild der Demuth, Freundlichkeit, Geduld, Abtödtung und Gottseligkeit. Am 3. März 1040 starb sie auf einem Bußsacke und wurde im Dom zu Bamberg neben Heinrich bestattet. Bei der Uebertragung ihres Leichnams von Kaufungen nach Bamberg schloß sich dem Zuge eine solche Menschenmenge an, daß ganze Ortschaften und Landstriche leer wurden. Kranke ließen sich auf ihren Betten hintragen, und Mütter brachten ihre Kinder auf den Armen herbei, damit der Schatten der Bahre auf sie falle. So groß war die Verehrung, welche die fromme Kaiserin schon damals genoß. Papst Innocenz III. setzte sie i. J. 1200 in die Zahl der Heiligen.

Auf der Burg in Nürnberg steht im Hofe eine uralte Linde, welche die Kunigunden-Linde heißt. Davon wird erzählt, es sei einst der heil. Kaiser Heinrich während eines Aufenthalts in Nürnberg auf der Jagd gewesen und von seiner Gemahlin sehnsüchtig erwartet worden. Als er spät Abends zurückkam, berichtete er, Gott habe ihm an diesem Tage in wunderbarer Weise das Leben erhalten. Denn in der Verfolgung einer Hirschkuh sei er plötzlich an





einen tiefen Abgrund gekommen, in den er unrettbar hinabgestürzt wäre, wenn nicht ein uralter, vom Blitzstrahl halb verkohlter Lindenstamm am Rande der Schlucht das Roß zurückgeschreckt hätte. Heinrich brachte von den an dem Baume noch übrigen grünen Zweiglein eines mit, das Kunigunde im Burghofe in den Boden pflanzte und aus dem ein herrlicher Baum erwuchs, der noch jetzt den Namen der hl. Kaiserin führt.

Im Himmel und in der Hölle.

Es war einmal ein armer Mann, er begann zwar Alles mit Gott, und bei allen Arbeiten und Unternehmungen rief er ihn um Hilfe, Segen und Beistand an. Und doch gelang ihm nichts; wie sehr er sich auch plagte, er blieb ein armer Mann — arm, nicht etwa weil ihm die Glücksgüter dieser Erde fehlten, ja oft sogar das Unentbehrlichste mangelte, sondern weil seinen reinsten Absichten, die nur auf das Gute, Gottes Ehre und das Wohl des Nächsten gerichtet waren, statt eines glücklichen Erfolges in der Regel nur Widerwärtigkeiten, Mißgeschick, Spott und Hohn der Menschen folgten. Kinder, Freunde, irdisches Gut und

alle Dinge, die andern Leuten eine Quelle der Freude, des Trostes und der Ermunterung sind, für ihn wurde alles eine Quelle der Trübsal und die Ursache von Leiden, Unglück und Verfolgung. Doch trug er Alles mit Geduld, ergeben in Gottes heiligen Willen und voll Vertrauen auf die göttliche Weisheit und Barmherzigkeit.

Umgekehrt war es bei seinem Nachbar, einem steinreichen Bauern. Ohne sich zu plagen, hatte er Alles in Hülle und Fülle. Das Glück drängte sich ihm geradezu auf. Was er unternahm, gelang ihm, und Geld und Gut häuften sich, ohne daß er sich besonders darum bewarb. Und doch war dieser Bauer ein Schwelger, Spieler, Säufer, überhaupt ein unsittlicher Mensch, der sich wenig an die Gebote Gottes kehrte, die Kirche kaum zweimal des Jahres besuchte und nur in den Genüßen seines Reichthums schwelgte.

Am Abend eines Tages, der ihm wieder nichts als Trübsal und bitteres Herzeleid gebracht hatte, wurde unser armes Bäuerlein wider seine Gewohnheit einmal recht verzagt. Nachdem er sein Abendgebet gesprochen, richtete er, wie er immer zu thun pflegte, noch ein kurzes Gebet an den hl. Antonius, seinen Namenspatron, dem er diesmal nachstehenden Seufzer beifügte: „Sieh, heiliger Antonius, ich befleiße mich täglich, in allen Stücken den Willen Gottes und Alles zu seiner Ehre und in Demuth zu thun; aber unser Herr will es nicht gelten lassen und schickt der Prüfungen immer mehrere und härtere, während er meinem reichen Nachbar, der sich das ganze Jahr um seine Gebote nichts kümmert, seinen Segen in aller Fülle spendet.“ Das war nicht recht von unserm armen Mann. Er hatte obige Worte kaum vollendet, da fühlte er selbst, daß er nicht recht gethan. Er bereute es und ging dann zur Ruhe.

Und als er mitten im Schlafe war, kam der hl. Antonius und sprach zu ihm: „Steh' auf, Bäuerlein, du mußt mit mir gehen.“ Und das Bäuerlein erwachte und erkannte alsbald seinen heiligen Namenspatron. Sogleich fiel ihm die sündhafte Rede des vorigen Abends ein, und er wollte sich entschuldigen. Der Heilige ließ ihm aber keine Zeit dazu, sondern drängte ihn, mitzugehen. Er stand also auf, und St. Anton führte ihn fort. Ihr Flug ging hindurch zwischen Millionen von Sternen, Sonnen und Weltkörpern. Der schnellste Vogel wäre nicht im Stande, in zehntausend Jahren die unendlichen Welträume zu durchmessen, die der Heilige mit seinem Schützling in wenigen Augenblicken durchflog. Und

immer ein Stern war glänzender und größer als der andere, und immer eine Sonne herrlicher als die andere. Die Sphären erklangen wundervoll, und das All rollte majestätisch in seinen lichten wundervollen Bahnen, die ihm der Herr angewiesen. Da ließ der Heilige seinen Schutzbefohlenen nieder auf einem Gefilde, wie es sterbliche Augen nie geschaut. Alles quoll von Licht und Glanz, Alles athmete Seligkeit. Die Luft war erfüllt von den süßesten Düften, die als himmlische Wonnen durch die Seele des Bäuerleins flossen; die würzigsten Früchte reiften auf seligen Auen und boten sich allenthalben dar. Das Auge sog in sich ein unendliches Licht- und Farbenmeer, das in unaussprechlicher Schöne das ganze weite Gefilde erfüllte. Und Sang und Klang und Harmonien, wie sie ein sterbliches Ohr noch nicht vernommen, durchzogen in süßen Tonwellen das Gefilde und strömten in das Herz des Bäuerleins Lust und Wonnen der Seligen. Da sprach der Heilige: „Nun will ich dir alle deine Leiden, die du in Gottergebenheit und Geduld ertragen, und daneben auch den Lohn zeigen, den du dafür dereinst empfangen wirst." Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so zeigten sich in viel hundert Bildern alle seine Erdenleiden, und diesen Bildern gegenüber standen tausend andere, die den Lohn und die Seligkeit ausdrückten, die er für jedes standhaft ertragene Leid im Himmel empfangen und in Ewigkeit genießen sollte. Und von jedem dieser Bilder gingen Strahlen aus und in das Herz des armen Mannes, die es mit nie gefühlten Wonnen erfüllten. Er breitete ihnen seine Arme entgegen und schwamm in seliger Verzückung. Sein Bewußtsein, sein Denken, sein Leben, sein Fühlen war nur *eine* Wonne, in die sein ganzes Sein sich zusammenfaßte.

Der Heilige hatte Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen. „Nun hast du", sprach er, „einen kleinen Vorgeschmack der ewigen Freuden empfangen, die für kurze Erdenleiden deiner im Himmel warten. Nun will ich dir aber auch die ewigen Strafen weisen, die dein gottloser Nachbar für kurze sündhafte Genüsse und Freuden zn erdulden haben wird." Und alsbald zog er seinen Schützling abwärts, und ihr Flug ging vorbei an dunkel glühenden Weltkörpern mit verzehrend heißer Atmosphäre, und da zeigten sich ihm tief unten in einem Feuermeer und in tausend Bildern die Wohllust und der Freudentaumel seines reichen Nachbarn und ihnen gegenüber in ebensovielen fürchterlichen Bildern die ewigen Strafen, von

welchen derselbe dereinst und ohne Unterlaß gepeinigt werden solle. Und da traf nur ein einziger schwacher Strahl, der von diesen Strafbildern ausging, das Herz unsers armen Mannes, und er glaubte, derselbe versenge ihm Mark und Bein und sein Leben erleide einen tausendfachen martervollen Tod. Aber schnell entzog ihn sein Patron diesem Orte der ewigen Pein. Nach kurzem Flug erreichten sie die Erde, wo ihn der Heilige in seine Hütte und auf sein Lager zurückbrachte.

Und wenige Minuten darnach erwachte er, indem in seinem Herzen einerseits die Seligkeit nachklang, die er aus dem Anblick der himmlischen Bilder geschöpft, andrerseits ein Gefühl des Schmerzes seine Brust bewegte, der ihn beim Schauen der höllischen Bilder getroffen. Er stand auf und warf sich auf seine Kniee, inbrünstig zu Gott flehend, er möge ihm seine gestrige Sünde und seinen Kleinmuth verzeihen; er wolle gerne in aller Geduld seine Leiden ertragen; sie seien ja nur ein Unterpfand seiner ewigen Glückseligkeit. Gott möge seiner Schwäche zu Hilfe kommen, daß er nicht unterliege und keiner Sünde verfalle, deren Bestrafung heute Nacht sein Herz mit glühendem Feuerstrahl getroffen. Gott sah gnädig auf den armen Mann. Schickte er auch Leiden, so gab er ihm hinwieder Trost und Kraft, dieselben geduldig zu ertragen, und die Gewißheit, daß sie sich in ewige Freuden verwandeln werden. Das Andenken an jene Nacht bewahrte ihn vor allen Rückfällen in seinen Kleinmuth und bestärkte sein Gottesvertrauen bis an sein seliges Ende, dem er freudigen Herzens entgegenging.

Die Templer.

Am 18. März sind es 553 Jahre, daß der letzte Großmeister des Ordens der Tempelritter, Jakob von Molay (Molä), auf dem Scheiterhaufen starb, und am 22. sind es 555 Jahre, daß der genannte Orden von Papst Clemens V. aufgehoben wurde.

Der Orden der Templer oder Tempelritter wurde i. J. 1118 von 9 französischen Rittern in Jerusalem gegründet. Seine Mitglieder legten außer dem Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams auch noch den Eid ab, das heilige Land zu vertheidigen und die Pilger gegen die An-

griffe der Saracenen zu beschützen. König Balduin V. von Jerusalem überließ ihnen einen Theil seines an den alten salomonischen Tempel stoßenden Palastes; daher bekamen sie den Namen „Brüder der Ritterschaft vom Tempel“ oder „Templer.“



Der Orden begann in solcher Armuth, daß die ersten zwei Ritter nur ein Pferd miteinander hatten. Bald erkannte man in dem Templer das Vorbild christlichen Ritterthums. Vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gepanzert, den kurzen Waffenrock über der stählernen Rüstung, am Wehrgehäng das große blanke Schwert, den mächtigen Speer in der Hand, sah man die Tempelritter überall, wo die Gefahr

am größten, der Kampf am heißesten war. Niemals sollten sie fragen, wie viele der Feinde, sondern nur, wo dieselben seien. Wenn sie in den Kampf zogen, wallte vor ihnen das Banner mit der Inschrift: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib die Ehre!" Schweigend oder betend, ebenso vorsichtig als muthig, griffen sie an, vertrauend auf den Beistand des Herrn der Heerschaaren, und oft schlug eine kleine Zahl von ihnen die zehnfach überlegenen Feinde in die Flucht.

Aber nicht bloß durch ihre Tapferkeit, sondern auch durch ihren Rath leisteten die Templer dem Königreich Jerusalem die ersprießlichsten Dienste; selten wurde etwas Wichtiges unternommen, ohne daß ihr Großmeister dabei wäre befragt worden. Wegen ihrer Heldenthaten standen denn auch die Templer in der ganzen Christenheit im höchsten Ansehen, und der hl. Bernhard, der berühmteste Mann seiner Zeit, spendete ihnen ein begeistertes Lob. Allerwärts wurden ihnen Häuser gegründet, Güter, Burgen und Einkünfte geschenkt. Fünfzig Jahre nach seiner Gründung besaß der Orden bereits königliche Reichthümer. Leider nahm aber in Folge davon die alte Einfalt der Sitten und die Reinheit des Wandels ab, welche die Ordensregel vorschrieb. An Feinden und Neidern fehlte es ihnen ohnehin nicht, und so wurde ihr Sturz herbeigeführt.

Am reichsten waren die Templer in Frankreich. Der König dieses Landes, der gewaltthätige Philipp der Schöne, wollte ihre Güter an sich reißen, und um seinem habsüchtigen Verfahren einigen Schein von Recht zu verleihen, ließ er zuerst falsche Gerüchte von schauderhaften Verbrechen und Lastern der Ritter in Umlauf setzen, dann an einem Tage alle Templer in Frankreich verhaften. Papst Clemens V., der auf französischem Boden, in Avignon, residirte, that gegen jenes Verfahren zuerst Einsprache, gab jedoch, weil er ganz unter dem Einflusse des Königs stand, zuletzt seine Einwilligung zur Einleitung eines Prozesses. Bei der Führung desselben wurden die Ritter auf das Grausamste gefoltert, um ihnen Geständnisse von Verbrechen abzunöthigen, die sie nie begangen hatten. Endlich hob der Papst, um der Sache ein Ende zu machen, den Orden auf, und der König zog dessen Güter ein. Zum Schein wurde der Prozeß noch fortgeführt und mit der Verurtheilung des Großmeisters beendigt. Dieser wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Jenes Verfahren gegen die Tempelritter hat ein würdiges Seitenstück an der Aufhebung des Jesuitenordens im vorigen Jahrhundert, die gleichfalls unter erlogenen Vorwänden durch die weltliche Gewalt herbeigeführt wurde.

Abgeblitzt.

In einer Stadt des Mittelrheinkreises saß an einem Sommerjahrmarkte eine zahlreiche Gesellschaft von Landleuten in einem Wirthshause. Das Gespräch kam bald auf die trockene Witterung jenes Sommers, und ein Landmann äußerte in seinem christlichen Sinn: es werde diese Dürre eben eine Strafe Gottes sein, damit die Menschen einsehen, daß sie nicht Alles allein machen können. Diese christliche Rede ärgerte einen Stadtherrn, der in der Nähe saß; denn er bemerkte: „Was Strafe Gottes! das ist eben ein Naturereigniß; wie der menschliche Körper manchmal krank wird, so können auch ähnliche Störungen in der Natur vorkommen." Als er im Verlauf des weiteren Gespräches das Dasein eines persönlichen Gottes offen läugnete, fragte ihn der Landmann, wo denn die Seele des Menschen nach dem Tode hinkomme, wenn es keinen Gott gebe, worauf der Stadtherr erwiderte: „Die kann auch in ein Thier fahren." Diese tiefe Weisheit des Stadtherrn weckte einen andern Landmann aus seiner bisherigen Ruhe auf, und er wendete sich mit folgenden Worten an den Stadtherrn: „Do muß ich euch Beifall gän. Ich hab däheime ä Paar Oechsle, die sinn zu g'scheid; i hab scho mänichmol denkt: i möcht numme a wisse, was mit dene dunders Oechsli isch. Jetz kumm i druf: in die sinn gwiß ä Paar Herreseele gfahre." Ein schallendes Gelächter der ganzen Gesellschaft war die Antwort auf diese witzige Bemerkung des Landmannes, und der Stadtherr wußte nichts Besseres zu thun, als schnell die Gaststube zu verlassen. (Freib. Bote.)

Ein besonderer Tisch.

Der Herzog Carl von Würtemberg, ein gar gestrenger Herr im vorigen Jahrhundert, speiste einmal im Städtchen Nagold zu Mittag. Eine Unzahl Fliegen speiste ungeladen mit und summte unverschämt dem Herzog um den Kopf. Der wurde bös und schrie die Wirthin an: „In's Teufels Namen! deck'

Sie den Rücken besonders!" Die Wirthin, eine fromme Frau, bekreuzte sich in der Stille bei diesem Ausruf, that aber, wie ihr befohlen war. Dann trat sie vor den Fürsten, machte einen Knix und sagte: „Gedeckt ist jetzt; befehlen nun auch Euer Durchlaucht den Fliegen, daß sie sich setzen!"

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 573 fl. 8 kr. Von Pf. J. N. M. in O. 1 fl. — Von M. G. M. zu Zangberg 20 fl. — Von M. L. in Euren 7 fl. — Von Postb. Hofmann in Siegenburg 21 kr. — Aus Rottenburg a. L. 6 fl.

Zur Gründung einer Schule:

Uebertrag 5 fl. Aus Augsfeld 12 kr.

Für die Mission in Oschersleben:

Aus Neustadt a. M. Ein Baustein zum hehren Gottesbau 1 fl. — Befreie mich, o Gott, von meinen Drangsalen 1 fl.

Red.: Dr. **Lang**. — Expedition für die Abonnenten in München: **Frauenplatz 10**, für den Buchhandel und für auswärts: **Damenstiftsg. 15/3**.
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. **Nr. 4** April 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Vom hl. Joseph,

dessen Schutzfest am 20. d. Mts. gefeiert wird, sagt der berühmte Tiroler-Capuzinerprediger Heribert von Salurn, der vor ungefähr 180 Jahren lebte, Folgendes:

Der durch seine Kunst weltberühmte Maler Apelles wollte einmal ein Bild malen, das alle andern Kunstwerke weit übertreffen sollte. Er begibt sich in ein einsames Zimmer und bietet allen seinen Kunstsinn auf, malt den Leib einer Göttin, nicht aber den Kopf, aber mit solcher Kunst und Schönheit, daß kein Maler zu finden gewesen war, der diesem schönen, kunstreichen Leib ein gleichständiges Haupt beizumalen im Stande gewesen wäre.

Ganz so hat der allmächtige, kunstreichste Erschaffer Himmels und der Erde nach dem Abriß seiner ewigen Weisheit mit den Farben aller Tugenden ein solch' schönes Kunstwerk gemacht, nämlich die allerseligste, übergebenedeiteste Jungfrau und Mutter Gottes Maria, welches Kunstwerk alle anderen

Creaturen weit übertreffen; so schön, so wohlgestaltet, daß sich der hl. Geist, ihr himmlischer Gespons, selbst darüber verwundert und gesprochen hat: „Du bist ganz schön, meine Freundin, ganz zierlich und wohlgestaltet bist du!" Nun aber konnte man auf dieses jungfräuliche Kunstwerk Maria auch kein gleichförmiges Haupt finden, das ihr vermittelst der Ehe hätte mögen beigesetzt werden; kein Engel noch Erzengel war genugsam tauglich dazu, keiner von den Cherubim noch Seraphim, kein Patriarch noch Prophet, kein König noch Kaiser; nicht der Apostelfürst Petrus, nicht Paulus, der bis in den dritten Himmel verzuckt wurde; nicht Christi Vorläufer, der hl. Johannes, von dem der Sohn Gottes selbst bezeugt hat, es sei kein größerer aus dem Weibe geboren als Johannes Baptista; keiner, weder aus der vergangenen, noch gegenwärtigen, noch aus der zukünftigen Zeit, ward für genugsam tauglich geachtet, Maria, der Mutter Gottes, zu einem würdigen Haupt vermittelst der Ehe beigegeben zu werden, als allein der allerglückseligste hl. Joseph. Dieser allein ist in dem geheimen Rathe der allerheiligsten Dreifaltigkeit für einen würdigen Bräutigam und Ehegemahl Mariä erkannt und auserwählt worden; dieser allein ist dem hochadeligen jungfräulichen Kunstwerke Mariä als würdiges Haupt beigesetzt worden; denn das Haupt des Weibes ist der Mann, sagt der hl. Apostel Paulus und bezeugt der Apostel Matthäus: „Joseph aber ist gewesen der Mann Mariens"; ist also der hl. Joseph von Gott selbsten allen Engeln und Erzengeln, allen Cherubim und Seraphim, allen Patriarchen und Propheten, allen Königen und Kaisern dieser Welt, wie auch allen Himmelsfürsten und seligen Geistern vorgezogen worden, weil er als Haupt und Bräutigam der allerhehrsten Königin des Himmels aufgesetzt worden ist.

O große Würdigkeit des hl. Josephs! durch das göttliche Loos ist der hl. Joseph als der allerwürdigste Bräutigam Mariä erkoren worden. (A. Birlinger.)

Der hl. Georg als Baumeister.

Vom hl. Ritter Georg ist im vorjährigen Jahrgang dieses Blattes das Wissenswertheste schon erzählt und dabei bemerkt worden, daß er in der ganzen Christenheit große Verehrung genießt. Ein Beweis dieser Verehrung sind die mancherlei Legenden und Sagen, die seit Jahrhunderten über diesen Hei-

ligen im Munde des Volkes umgehen, und eine von diesen Sagen will ich den lieben Lesern in Nachfolgendem erzählen.

Am Fuße eines Berges im Allgäu erschien vor vielen hundert Jahren einmal ein stattlicher Ritter. Er saß auf einem



blendend weißen Roße und hatte über seiner Rüstung einen Purpurmantel und auf dem Haupte einen strahlenden Helm. Er ließ sich eine Burg erbauen und zog darin mit einer

kleinen Dienerschaft ein. Niemals hörte man daselbst etwas von Schmaus und Zechgelagen wie auf anderen Burgen der Umgegend, und wenn der Ritter auf die Jagd ging, so erlegte er nicht Edelhirsche und Eber, sondern Drachen und andere wilde Unthiere, welche das Land bedrängten, und wenn es einen Unschuldigen zu retten oder zu schirmen galt, da war er sofort bereit. Es wurde überhaupt nichts Edles und Gutes gethan, das er nicht aus allen Kräften beförderte.

Damals gedachten die Bewohner jener Gegend, auf der Höhe des Auerberges eine Kirche zu bauen. Sie begannen das Werk, allein es ging langsam von Statten, weil das Herbeischaffen der Steine auf den Berg gar beschwerlich war. Da flehten sie inbrünstig zu Gott, er möge doch ihr Vorhaben segnen, und siehe! von diesem Augenblicke an gedieh der Bau auf wunderbare Weise. Denn Gott hatte ihnen einen wackeren Helfer geschickt; das war kein anderer als jener treffliche Rittersmann, welcher mit den Ungeheuern und Drachen Krieg führte. Dieser arbeitete bei Nacht, während die Leute schliefen, an dem Baue der Kirche, trug auf seinen gewaltigen Schultern Steine herbei und fügte sie mit kunstreicher Hand aufeinander. In wenig Tagen stand die Kirche vollendet da, so daß man ob des wunderbaren Anblickes kaum seinen Augen traute.

Mit der Vollendung des Werkes war aber auch der wackere Bauherr verschwunden, und es hieß seitdem im Volke, daß es der hl. Ritter Georg gewesen sei.

Die neue Pfarrkirche in Haidhausen bei München

ist nicht in so wunderbarer Weise wie die auf dem Auerberg, aber doch auf recht merkwürdige Art entstanden, und wie dort ist auch hier ein Georg der Bauherr.

Lange bevor München gegründet wurde, stand auf dem rechten Isarufer, gegenüber der jetzigen Stadt, ein Kirchlein, um das sich allmälig ein Dorf ansiedelte. Die Kirche desselben wurde später dem hl. Johannes dem Täufer geweiht und vom Churfürsten Maximilian I. mit einer Reliquie ihres hl. Patrons beschenkt. Da sie schon seit langer Zeit für die immer steigende Bevölkerung nicht mehr hinreichte, so betrieb der jetzige hochwürdige Herr Stadtpfarrer Georg Walser den Bau einer größeren Kirche, gründete, um die Kosten desselben aufzubringen, einen Verein in München und Haidhausen, und machte viele und mühsame Reisen, auf denen er milde Gaben sam-

melte. Er nannte sich deßhalb gerne den „Bettler von Haid-hausen“, und seine Aufopferung wurde reichlich belohnt. Das



Ergebniß seiner Sammelreisen war die runde Summe von 45,000 fl.; dazu erhielt er im Oberland Bauholz, das auf

5000 fl. geschätzt wurde; von verschiedenen anderen Seiten floßen dem Bau noch ungefähr 200,000 fl. zu.

Rührend ist die Opferwilligkeit, welche Herr Pfarrer Walser vielfach antraf, und von welcher er in der Rede bei der Kreuz-Enthüllungsfeier am 12. Oktober 1863 mehrere Züge erzählte. So spendete eine arme Wittwe ihren ganzen Schatz, einen Vierundzwanziger, den sie zehn Jahre in alten Lumpen verwahrt hatte, während der „Bettler" sich sträubte, ein so großes Opfer anzunehmen. „Diese Gabe", sprach der Herr Pfarrer in der erwähnten Rede, „ist einer der glänzendsten Steine an unserem Gottesbau und wird nie vergessen werden, eine Scene, die sich auf den Sammelreisen noch oft auf die rührendste Weise wiederholte, wo die Armen ihre Gaben dem Bettler nachgetragen, wenn er nicht den Muth hatte, bei ihnen einzukehren". Auch unter den Mitgliedern des Kirchenbauvereins in Haidhausen befinden sich arme Personen, welche vom Almosen leben und doch wöchentlich ihren Groschen für den Kirchenbau opfern.

Die Kirche steht jetzt im Aeußeren vollendet da, aber ihre innere Ausstattung wird noch manches Opfer erheischen und dem guten Herrn Pfarrer noch manche schwere Sorge machen. Aber der Segen Gottes ruht sicher auf dem frommen Werke, und so dürfen wir wohl hoffen, daß es dem treuen Hirten und muthigen Bauherrn vergönnt sein wird, auch in der neuen Kirche noch viele Jahre die hl. Geheimnisse zu feiern.

Aufopfernde Nächstenliebe.

In einer großen Stadt lebte eine alte Frau von den geringen Miethserträgnissen eines kleinen Hauses, das ihr gehörte; sie reichten gerade hin, um ihr ein ganz bescheidenes Auskommen zu gewähren. Einen Theil des Häuschen hatte sie an einen jungen Künstler vermiethet. Dieser bezahlte eine Zeit lang ganz ordentlich seine Miethe, aber eine längere Krankheit brachte ihn in seinen Verhältnissen so zurück, daß er nicht nur die Miethe nicht zahlen konnte, sondern auch bald nicht mehr wußte, wie er für seine Familie, seine Frau, seine Kinder, seine Schwester und für seinen blinden Vater das Nöthige herbeischaffen solle.

Einige Tage hatte der arme junge Mann in der größten Sorge verlebt, da kam ihm auf einmal ein bedeutender Auftrag zu, nur sollte er denselben in einer weit entfernten Stadt

ausführen, und zur Reise dahin wurde vom Auftraggeber nur für ihn selbst das Reisegeld bezahlt. Den Gedanken, auf längere Zeit von seiner Familie sich zu trennen, konnte der junge Mann nicht fassen; aber um sie mitzunehmen, hätte er an 100 Thaler gebraucht.

Während der Künstler keinen Ausweg aus dieser Verlegenheit wußte, erhielt er einen Besuch von der Hauseigenthümerin. Er schilderte ihr seine Lage, und wie sehr er es bedauern müsse, daß er die günstige Gelegenheit, die sich ihm biete, um seine Verhältnisse zu verbessern, nicht benützen könne. Die alte Frau hörte ihn ruhig an; dann, als er zu Ende war, ergriff sie seine beiden Hände und sprach in mütterlichem Tone: „Warte mein Lieber (die alte Frau dutzte gewöhnlich ihre Miether), warte, ich kann dir helfen, glaube ich, sorge dich nicht weiter!" Dann ging sie schnell fort, und nach einigen Stunden kam sie wieder und legte 100 Thaler auf den Tisch. „Da, mein Kind", sagte sie, „jetzt kannst du reisen. Glück auf den Weg!"

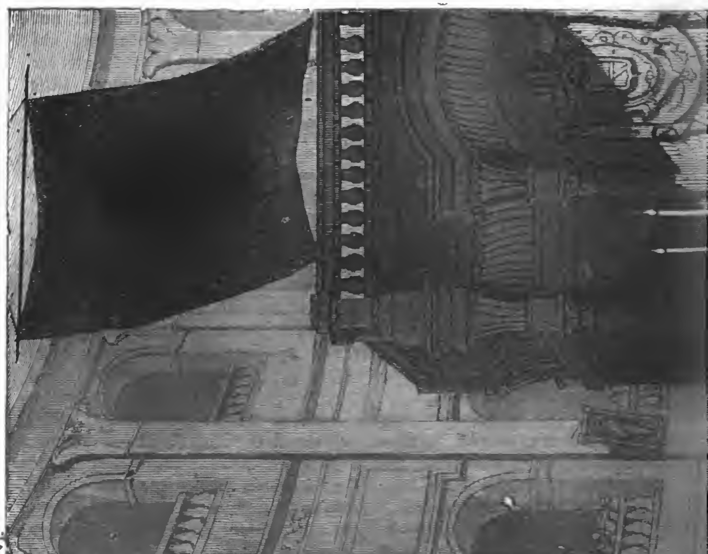
„Aber liebe Frau", erwiderte der Künstler gerührt, „Sie kennen mich ja kaum, und ich weiß nicht, ob ich zurückkomme, ob ich Glück habe, und ob ich Ihnen das Geld zurückgeben kann!"

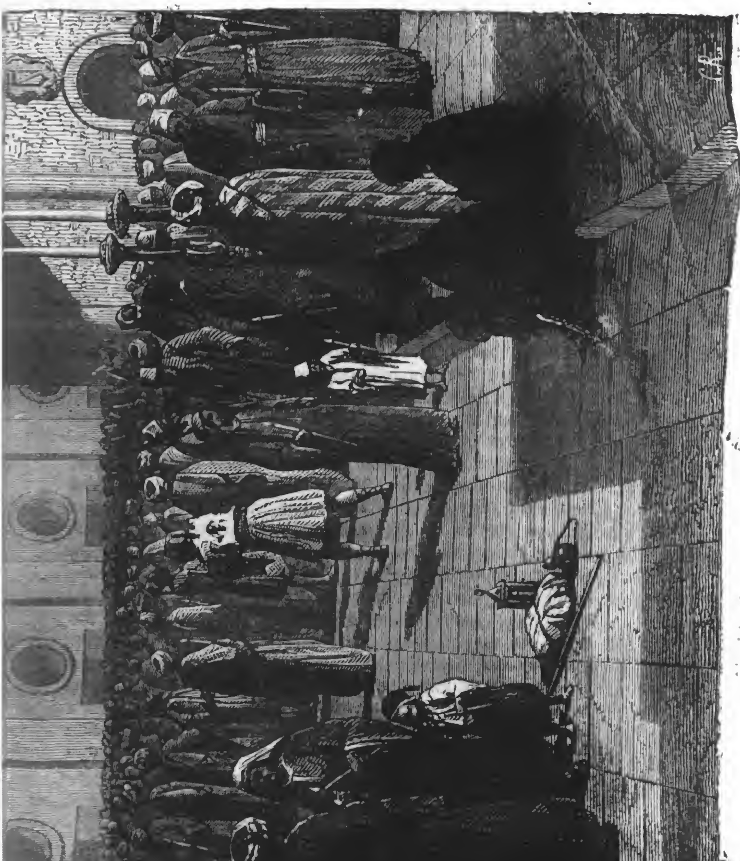
„Ich kenne dich als einen guten Sohn, als einen guten Vater und Gatten, der liebe Gott kann ja gar nicht anders, er muß dir helfen! Uebrigens geschehe sein Wille, kümmern wir uns nicht um die Zukunft. Schnüre nur deinen Bündel und bezahle, wenn du kannst".

Der Künstler nahm das Geld und traf seine Anstalten zur Reise. Aber schon am folgenden Tag erhielt er einen anderen Auftrag, dann noch einen zweiten und dritten, kurz, er brauchte nicht fortzureisen und konnte bald der braven Hauseigenthümerin ihr Geld zurückgeben. Er bewahrte ihr ein dankbares Andenken bis an seinen Tod, und seine Kinder gleichfalls. Und sie hatten Ursache dazu; denn die brave, alte Frau hatte, um dem Künstler zu helfen, ihre Uhr und Kette nebst einigen Kleinodien versetzt.

Die Kirche des hl. Grabes.

Das hl. Osterfest lenkt die Gedanken der Christen mehr als je auf jene Stätten, an welchen der göttliche Heiland während seines irdischen Lebens gewandelt, und besonders auf die Stätte seines Todes und seines Grabes.





Schon der Kaiser Constantin, der im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt regierte, erbaute auf den Wunsch seiner Mutter, der hl. Helena, eine Kirche von solcher Größe und Pracht, daß sie „die Mutter der Kirchen“ hieß. Sie wurde zerstört, als die Perser i. J. 614 Jerusalem eroberten, wurde später wieder aufgebaut und erfuhr im Laufe der Zeit mehrfache Veränderungen, auf deren Erzählung wir uns hier nicht einlassen können.

Was man jetzt unter dem Namen der hl. Grabkirche versteht, ist eine Anzahl von größeren und kleineren Kapellen, die an die verschiedenen Vorgänge des Leidens und Todes Jesu erinnern, überwölbt von einem Dache und einer Kuppel, die leider den Einsturz drohen. Die eigentliche Kirche des heil. Grabes befindet sich unter dieser Kuppel und enthält selbst wieder eine Kapelle von nur 7 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, in der sich das hl. Grab selbst befindet. Dieses ist mit Marmor ausgeschlagen und von goldenen Lampen erleuchtet. Die Felsen-Nische, in welcher des Erlösers Leichnam ruhte, ist jetzt mit einer weißen Marmorplatte bedeckt, die als Altar zur Darbringung des hl. Meßopfers dient.

Wir sehen auf unserem Bilde die innere Kirche des heil. Grabes von einer großen Menschenmenge umgeben und auch die Galerie dicht besetzt. Es sind dieß lauter Pilger griechischer Religion, welche am Charsamstag die Grabkapelle umlagern, um die Erscheinung des himmlischen Feuers abzuwarten. In der katholischen Kirche wird am Charsamstag zur Erinnerung daran, daß Christus, das Licht der Welt, aus dem Dunkel des Grabes hervorgetreten ist, frisches Feuer geschlagen und damit die geweihte Kerze angezündet; die Griechen aber glauben, daß das Feuer, welches am Charsamstag im Innern der hl. Grabkapelle entzündet wird, geradenwegs vom Himmel komme, und daher drängt sich Alles mit furchtbarem Lärm und oft mit Lebensgefahr an die Oeffnung hin, durch welche das Feuer herausschlägt, um die Kerzen und Holzstücke daran anzuzünden.

Schlagwörter.

„Wer wird denn so dumm sein in unserem aufgeklärten 19. Jahrhundert, dieses oder jenes noch zu glauben?“ — Diese Redensart kann man dutzendmal hören, obwohl sie herzlich einfältig ist. Sie wird gewöhnlich gebraucht, wenn

man eine religiöse Wahrheit läugnen, oder den Glauben daran verhöhnen will. Sehen wir nun einmal, ob die Bildung des 19. Jahrhunderts wirklich so preiswürdig ist, daß neben ihr die Wahrheiten der Religion, diese heiligsten Güter der Menschheit, nicht mehr aufkommen könnten?

Abgerechnet die Erfindungen und jenes wahrhaft Große, welches wir der katholischen Kirche und besonders dem gegenwärtigen Oberhaupte derselben zu verdanken haben, wird das wenige Gute, das sonst noch geschieht, um 10 Prozent übertroffen durch das viele Böse, das in den letzten 40 Jahren geschehen ist und in neuester Zeit von Tag zu Tag gesteigert wird. Und wie werden die wirklich guten Erfindungen mißbraucht! Die Telegraphen müssen sehr oft dazu dienen, Lügen und Täuschungen zu verbreiten, die Eisenbahnen dazu, den Spekulanten die Taschen zu füllen; der ganze Aufschwung unseres Handels und Fabrikwesens macht nur Wenige reich, während die große Masse in immer schrecklichere Noth geräth. Die schnelleren Verkehrsmittel sind gewiß ein großer Fortschritt und aller Anerkennung werth; aber was nützen sie, wenn die dadurch gewonnene Zeit Gott abgestohlen und größtentheils nur benützt wird für Welt und Geld, für Fleisch und Blut? Wenn die Erfindungen der Genüsse und der Bequemlichkeiten des Lebens, die Erfindungen des Luxus und der Mode größtentheils nur dazu dienen, um die Augenlust und Fleischeslust zu befriedigen und zu steigern, so mag dem Fürsten dieser Welt, dem bösen Feinde, die Bildung des aufgeklärten 19. Jahrhunderts gewiß sehr gefallen; aber redliche Freunde der Menschheit können damit nicht einverstanden sein. Rechnet man dazu die Kriege und Revolutionen nur seit dem Jahre 1848, welche sämmtlich wenigstens von einer Seite her ungerecht waren, und zählt man die Hunderttausende von Menschenleben, die dabei geopfert wurden, so gibt das einen sonderbaren Begriff von der Bildung und Aufklärung des 19. Jahrhunderts.

Wenn jetzt so manche Fürsten von Europa ihrer Länder und Kronen beraubt werden, wenn die geschehene Thatsache als Recht gilt, wenn Schrift und Sprache nur dazu gegeben zu sein scheinen, um zu heucheln, wenn man sich aus Raub und Meineid nichts macht und an den Kirchenbann sich nicht kehrt, wenn die italienische Revolution im gerechten Vertheidigungskrieg mit Glanz besiegt und ihr gleichwohl dafür noch große Ländergebiete abgetreten wurden, so gibt dieses Alles der

Bildung und Aufklärung des 19. Jahrhunderts einen solchen Fußtritt, daß ihr der Stiefel zum Mund herausschaut.

Wenn neun Zehntel der Zeitungen in Europa im Dienste der Freimaurer stehen, auf deren Kommando Verschwörungen und Gotteslästerungen verbreitet und dafür noch reich bezahlt werden, wenn der wehrlose Greis Pius IX. von allen Mächten der Erde verlassen dasteht, wenn 60 — 70,000 bis an die Zähne bewaffnete Revolutionäre den letzten Rest des Kirchen-Staates umzingeln, während Napoleon, der an allen diesen Verwicklungen Schuld trägt, sich noch als Beschützer des heiligen Stuhles brüstet, wahrlich da möchte jedes redliche Menschenherz blutige Thränen weinen über diese schreckliche Bildung und Aufklärung des vielgepriesenen 19. Jahrhunderts, das mit solchen verruchten Thatsachen gebrandmarkt ist!

Noch mehr! Wenn in London alle zwei Tage ein Mensch verhungert und der Kindsmord in schrecklicher Weise überhand nimmt; wenn in Berlin, das sich auf seine Bildung so ungeheuer viel zu Gute thut, der Aberglaube so heimisch ist, daß Geisterbeschwörer und Kartenaufschlägerinen die besten Geschäfte machen; wenn auf den Theatern in Paris die göttliche Gerechtigkeit ungestraft verhöhnt wird; wenn in Wien das Sittenverderbniß so überhandnimmt, daß man die Selbstmorde kaum mehr zählen kann — wer kann dieses Jahrhundert noch gebildet, aufgeklärt nennen?

Mit größerer Bosheit und Frechheit sind die Todsünden nie geschehen als gerade im 19. Jahrhundert. Allerdings war das Heidenthum verdorben, ungerecht und grausam in hohem Grade. Aber bei aller Grausamkeit hatte es doch noch eine gewiße Ehrfurcht vor seiner, wenn auch falschen Gottheit. Aber das neue Heidenthum, das sich in unserem Jahrhundert breit macht, ist nicht nur ungerecht und grausam gegen die Menschen, sondern auch noch boshaft und wüthend gegen die Gottheit. Wer heutzutage neue Mordwaffen erfindet, um in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Leute todt zu schießen, der kann ein Millionär werden.

Das Aergste und Empörendste aber ist, daß die Bildung des 19. Jahrhunderts ihre Verachtung gegen das Heiligste bis zur Lästerung, ja bis zum Haße gegen den Sohn Gottes gesteigert hat, und daß solche Gotteslästerungen nicht bestraft, sondern mit Orden belohnt werden, und das geschieht nicht etwa von Juden, Ketzern und Heiden, sondern von Christen und schlechten Katholiken, die es einmal gewußt haben und

noch wissen, daß Jesus Christus auch für sie am Kreuze gestorben ist. Man schaudert, wenn man liest, wie einst in China und Japan den Christen zugemuthet wurde, zum Zeichen der Gottesverläugnung das Crucifix anzuspucken oder mit Füßen zu treten. Die getauften Heiden des 19. Jahrhunderts haben diese Bosheit schon übertroffen. In manchen geheimen Verbindungen ist es Vorschrift, das Crucifix anzuspucken, sogar mit Füßen zu treten, wenn man in einen höheren Grad aufgenommen werden will. Eine Freimaurerklasse, die sogenannten Solidärs, verpflichtet ihre Mitglieder, bei sich und Anderen den Empfang eines jeden Sakramentes im Leben und Sterben und jedes christliche Zeichen auch nach dem Tode zu verweigern und zu verhindern, und diese Sekte zählt ihre Mitglieder nach Tausenden. Beinahe ebenso zahlreich sind jene, welche sich an der rechten Fußsohle ein Kreuz einätzen, um mit jedem Schritt und Tritt ihre Verachtung des Sohnes Gottes an den Tag zu legen. Das ist die bis jetzt unübertroffene Bosheit gegen den Sohn Gottes. Was die Teufel in der Hölle nie wagen würden, das erfrechen sich diese Teufel in Menschengestalt im sogenannten gebildeten und aufgeklärten 19. Jahrhundert. Die Teufel glauben und zittern, und diese schrecklichen Menschen glauben und lästern.

(Nach einem Artikel im Südtyroler Volksblatte.)

Der Geraniumstock.

In der Dachkammer eines großen, altersgrauen Hauses mit zahlreichen Miethern und zahllosen Ratten wohnte eine arme Wittwe. Sie hatte niemals gute Tage gesehen. Entbehrung und harte Arbeit war ihr Loos als Kind, als Weib, als Wittwe. Verwahrlost an Geist und Körper, gewohnt von Sonnenaufgang bis Untergang die niedrigsten Dienste zu verrichten und dann einsam zu sein, lebte sie dahin, ohne Freude, ohne Gott. Ihre Stube, ihre Kleider und ihre Person war schmutzig, sie fühlte eben so wenig ein Bedürfniß nach reiner Luft, Bädern und behaglichem Daheim, als in die Kirche zu gehen. Sie betete nicht und hoffte nichts.

Da erhielt sie eines Tages Besuch vom Lande. Ein Verwandter von ihr, ein junger Bursche, kam nach der Hauptstadt, daselbst sein Glück zu versuchen. Er brachte der Base einen Geraniumstock, ein Geschenk von seiner Mutter.

Als der Besuch kam, dunkelte es schon; nach seinem Weggange setzte die Frau den Blumenstock auf das Fensterbrett und ging zu Bette, ohne weiter daran zu denken. Aber beim Erwachen traf ihr erster Blick den Geranium, dessen Grün und rothe Blüthen auf das Frischeste in der Morgensonne glänzten. Sie konnte während des Ankleidens kein Auge davon verwenden, und ihr Erstes war, daß sie im Kruge Wasser holte, um die Blumen zu begießen. Weil sie aber gerade Wasser zur Hand hatte, dachte sie auch daran, sich zu waschen. Dann ging sie nach dem ärmlichen Frühstückskeller, wo sie ihren Kaffee zu trinken pflegte, und hierauf in's Werkhaus.

Als sie Abends heimkehrte, fühlte sie sich nicht so heiß und abgespannt wie sonst, und doch hatte sie heute mehr als gewöhnlich verdient. Da noch einiges Wasser im Kruge war, reinigte sie die Fenster, weil ihr Schmutz gar so sehr gegen den flammenden Geranium abstach.

Am andern Morgen erwachte sie früher und fröhlicher als je vor dem, denn durch die blanken Scheiben floß so breit und voll das Licht. Wieder holte sie Wasser für die Blumen und für sich selbst. Aber nun in dem ungewöhnlichen Glanze, der die Stube erfüllte, trat die Unsauberkeit des Bodens und der Staub auf den Geräthen um so deutlicher zu Tage. So kniete die Frau denn nieder, scheuerte den Boden, putzte dann die Wände und Möbel und brachte das Bett in Ordnung.

Als sie im Zwielichte nach Hause kam, hatte sie abermals über den alltäglichen Lohn verdient, und heute verbrachte sie ihre Zeit vor dem Schlafengehen damit, ihre Kleider auszubessern und zu reinigen, so stark schon war der Zauber des häuslichen Wirkens, das sie doch zwei Tage erst geübt hatte.

Seitdem sie den Geranium besaß, gab sie auch auf anderer Leute Blumen Achtung; dabei fielen ihr die Vorhänge auf, welche die meisten Fenster so hübsch umrahmten. Sie suchte aus ihrer alten Spinde ein Stück Barchent hervor und hing es auf. Weil sie dabei auch zwei, drei Stücke alten Zeuges fand, wusch sie diese und nähte sie zu einer Tischdecke zusammen. Wie anders, wie wohnlich sah jetzt ihr Stübchen aus!

Und so kam es, daß die Frau, welche sich nun nicht mehr ihrer selbst zu schämen brauchte, an einem Sonntagmorgen spazieren zu gehen beschloß. Sie ging vor das Thor in den Park, schritt gemächlich unter den Bäumen hin und blieb zuweilen stehen, um die Blumen zu betrachten, die rings in wohlgepflegten Beeten blühten. Dann führte sie der Weg aus

dem Parke und an Rosenhecken vorüber, hinter denen sie reizende Landhäuser erblickte. Zuletzt gelangte sie auf einen freien Platz, in dessen Mitte sich eine alte kleine, ganz von Epheu überwucherte Kirche erhob. Aus der offenen Thüre aber klangen Orgeltöne und lockten die Frau wie sanfte Ueberredung hinein, wo die Lichter brannten, der Priester am Altare stand und unschuldvolle Kinderstimmen sangen:

Wo immer wandle ich,
Wehet sein Hauch um mich;
Einsam in Dunkelheit
Sag' ich voll Freudigkeit:
Gelobt sei Jesus Christus!

Dann, als Orgel und Gesang verstummten, sprach der Priester, ein ehrwürdiger Greis: „Lasset uns beten!" kniete nieder und begann: „Vater unser ꝛc." Ach, vor langen Jahren war es, daß sie, an ihrer Mutter Knie gelehnt, dieß Gebet stammelte! Eine wehmüthige Empfindung, ihr völlig fremd bisher, ein beinahe körperlicher Schmerz überkam sie, Erinnerung an die freudlosen, elenden und doch besseren Tage der Jugend.

Armes Weib! Still weinend, ging sie nach Hause. Als sie wieder in ihrer Stube saß, durchsuchte sie abermals den alten Schrank und nahm ein Buch heraus, das schmutzig und bestaubt von der Zeit, nicht vom Gebrauche war. Sie hatte beinahe das Lesen verlernt, aber die Worte der Evangelien sind ja so schlicht.

Bevor sie schlafen ging, kniete sie nieder und betete: „Vater unser —". Mehr konnte sie nicht sagen, als dieß und die Worte, die sie so eben gelesen: „Herr, erbarme dich unserer Sünden!"

Und wodurch wirkte Gott dieses Wunder? Nun, ein kleiner Bauernjunge brachte der Frau einen Geraniumstock. Das war Alles! (Regensb. Morgenbl.)

Eine schlagende Antwort.

Vor einigen Jahren fuhr ein französischer Soldat, der in Rom bei der dortigen Garnison gewesen war, auf einem Rhone-Dampfschiff Ein Witzbold setzte sich zu ihm und fing an, ihn zu hänseln. Der Soldat hielt sich zuerst ruhig; dadurch wurde der Andere immer dreister und sagte endlich: „Nicht wahr, der Papst hat Ihnen die Erlaubniß gegeben,

die Messe zu lesen und Beichte zu hören?" Alles lachte; da antwortete der Soldat kaltblütig: „O, der Papst hat mir noch andere Vollmachten gegeben. Ich darf auch firmen". — Mit diesen Worten verabreichte er dem Spötter eine kräftige Ohrfeige. „Gut getroffen!" riefen die Reisegefährten, die an der raschen Abfertigung ihre Freude hatten. Das war eine wirklich schlagende Antwort; nur gehört sie zu denen, die man erst im alleräußersten Falle geben, und von denen man ja keinen Mißbrauch machen darf.

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 607 fl. 29 kr. Von A. S. P. zur Ehre der allerseligsten Jungfrau Maria 1 fl. 30 kr. — Von J. M. 30 kr. — Von einem Priester 165 Meßstipendien, à 32 kr., 88 fl.

Red.: Dr. **Lang.** — Expedition für die Abonnenten in München: **Frauenplatz 10,** für den Buchhandel und für auswärts: **Damenstiftsg. 15/2.**
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. **Nr. 5** Mai 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Unsere liebe Frau beschützt ein frommes Kind.

Von J. M. B.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als vor dem Hause des Schlossermeisters von Siegenburg die Rosse an den Kohlenwagen gespannt wurden, während im Hause selbst die Mutter ihrem Xaver das Jäckchen anziehen half und ihm das Hütchen auf den blonden Lockenkopf drückte. Der nette sechsjährige Knabe, das einzige Kind der braven Schlossersleute, durfte nämlich auch mitfahren, hinaus in den grünen, frischen Wald. Was war das für eine Freude für den jungen, munteren Knaben! Hatte ihm doch die Mutter schon im Vorhinein erzählt von des Waldes Pracht und Herrlichkeit, und wie er dort schöne Blumen und süße Erdbeeren sich werde pflücken können. Und die Mutter hatte Recht gehabt; denn der Vater zeigte im Walde seinem Xaver jene sonnigen Plätzchen, wo unter zarten, grünen Blättern die rothen süßen

Früchte leisen Versteck spielten, aber theils wegen ihrer zu großen Menge sich nicht recht geheim halten konnten, theils auch zu unvorsichtig und zu neugierig aus ihrem Verstecke zu dem Knaben herausblickten, so daß es für unsern Xaver leicht war, mit seinen kleinen Händchen eine Menge zu pflücken.

„Um diesen Hügel mußt du bleiben, Xaver!“ hatte der Vater gesagt, als er zum Wagen zurückkehrte, um sich beim Aufladen der Kohlen zu betheiligen, und der Knabe hatte es freudig versprochen. Er hüpfte aber bald von einem grünen Plätzchen zum anderen: jetzt schien ihm dieses, jetzt jenes lieblicher entgegen zu lachen und reichere Beute zu bieten. Auch andere Gegenstände zogen seine Aufmerksamkeit an. Hier funkelte ein goldschillernder Käfer den Augen des Knaben entgegen, dort sang ein von Zweig zu Zweig flatterndes Vögelein, und dort schwebte ein bunter Schmetterling über Blumen und Gebüsche. Daß diesen allen der lebhafte Knabe so nahe als möglich sein wollte und hierüber des Vaters Verbot vergaß, wer wollte es ihm verargen? Aber es hatte schlimme Folgen.

Als mittlerweile der Wagen mit Kohlen beladen war, da wollte der Vater seinen Xaver zur Heimfahrt holen. Er fand ihn nicht mehr in der Nähe des Hügels. Er rief und erhielt keine Antwort. Er ging tiefer in den Wald hinein und ließ auch seine Arbeiter nach verschiedenen Seiten hin rufen, aber Alles vergeblich.

Da war natürlich besonders die Mutter voll Angst und Beklemmung, als sie bei Rückkehr des Kohlenwagens die traurige Kunde vom Verschwinden ihres Xaver, ihres einzigen Kindes, erfuhr. Man schickte zu den Jägern und Forstleuten der Umgebung. Der Knabe war ja in höchster Gefahr, da in damaliger Zeit noch gar viele Wildschweine in den Wäldern hausten.

Schon hatte sich die Sonne gesenkt, und noch war man dem Verlorenen nicht auf die Spur gekommen. Des Waldes kundige Männer suchten mit Laternen die ganze folgende Nacht und fanden den Knaben nicht. Der gute Junge hatte sich zu weit verirrt. Müde, den Vögelein zuzulauschen und nach den hurtigen Schmetterlingen zu haschen, hatte er zum Vater zurückkehren wollen, aber den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Er merkte dieses bald und fing an zu rufen und zu weinen. Er lief so schnell und so lange er konnte, und hatte sich so immer mehr in das Dickicht des Waldes verloren. Es war bereits finster geworden, und die Sterne flimmerten schon durch

die Aeste der Fichten, da sank der erschöpfte Knabe ganz entkräftet unter einem Baume hin und verfiel in tiefen Schlummer.

Schon war die Sonne wieder hoch am Himmel emporgestiegen, als endlich ein den Knaben suchender Förstersgehilfe aus Münchsmünster dem Baume nahte, der diese Nacht das Obdach des schlafenden Kindes gewesen war. Der Jägersmann, des kostbaren Fundes froh, fand den Knaben ganz heiter mit Blumen spielend. „Ja, Xaver!" sprach er, „du bist ja ganz fröhlich! Hast du dich denn nicht gefürchtet vor den wilden Thieren?"

„Ich habe mich schon gefürchtet", erwiderte der Knabe, „aber ich habe gebetet, und da ist dann Unsere Liebe Frau vom Himmel herabgekommen, die war gar schön und freundlich und hat in einem goldenen Schüßelchen mir eine recht gute Suppe gebracht und hat mich dann mit ihrem schönen Mantel zugedeckt, und da habe ich ganz gut geschlafen und mich nicht mehr gefürchtet."

So sprach der Knabe. Der Jägersmann führte ihn aber wieder den erfreuten Eltern zu, und diese dankten Unserer lieben Frau für den Schutz, den sie ihrem theuern Söhnchen erwiesen. Auch Xaver blieb sein Lebenlang dankbar der Himmelskönigin, und wurde ein braver rechtschaffener Mann.

Meine Großmutter, lieber junger Leser! hat den Xaver, als er erwachsen war, noch gut gekannt. Meine Mutter aber hat mir diese seine Geschichte gar oftmals erzählt, und ich wünsche, daß sie dir ebenso gut gefallen möge, wie sie mir gefiel, so oft ich sie hörte aus dem Munde meiner Mutter.

Die Mariensäule in Trier.

Unserer Lieben Frau zu Ehren, die im Monat Mai besonders verehrt wird, soll in dieser Nummer ein ihr gewidmetes Denkmal geschildert werden. Es steht bei der alten berühmten und gut katholischen Stadt Trier auf dem Markusberge, der eine gar weite Aussicht in das schöne Moselthal gewährt.

Als am 8. Dezbr. 1854 die von jeher in der katholischen Kirche festgehaltene fromme Meinung, daß die allerseligste Jungfrau Maria von der Makel der Erbsünde unberührt geblieben sei, von dem glorreich regierenden Papst Pius IX. zu einem Glaubenssatz erhoben wurde, gab sich überall ein

Pfarrkirche ein Frauenkloster für den dritten Orden, in welches Elisabeth mit vier anderen Jungfrauen in ihrem 17. Lebensjahre eintritt.

Jetzt machte sie Riesenschritte auf dem Pfade der Vollkommenheit. In der Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu rief sie zu wiederholtenmalen aus: „O ich kann nicht ohne Wunden sein, während mein Erlöser so Furchtbares erduldet hat! O Jesu laß mich mitleiden!" Und ihre Bitte wurde erfüllt. Elisabeth erhielt, wie ihr heiliger Ordensstifter Franziskus, die hl. Wundmale des Herrn in ihrem Leibe eingedrückt. Fünf bis sechsmal des Tages floß das Blut hervor an beiden Seiten, an Händen und Füßen und am Haupte, und ihr ganzer Leib schien nur Eine Wunde zu sein. Ueberdieß erhielt sie die Gnade des blutigen Angstschweißes. Wenn ihr Geist verzückt und in das Fegfeuer entrückt war, blieb ihr Leib zwei oder drei Tage regungslos; kam sie dann wieder zu sich, so schwitzte sie Blut. Dazu kamen noch die größten körperlichen Leiden und Gebrechen, unter Anderem ein so abscheulicher Aussatz, daß es in ihrer Nähe fast Niemand mehr aushalten konnte. Man hatte im Kloster kein Wasser, das doch schon zur Reinigung der Wäsche sehr nothwendig war. Aber auf Elisabeths Fürbitte entsprang auf wunderbare Weise das reinste Quellwasser. Nach einiger Zeit verschwand der Aussatz, und Elisabeth wurde vollkommen gesund.

In ihrem 19. Jahre fühlte sie sich innerlich gedrungen, sich aller Nahrung zu enthalten. Sie führte dieses drei Jahre lang durch, genoß weder Speise noch Trank und fristete ihr leibliches Leben nur durch das allerheiligste Altarssakrament. Mit einigen Unterbrechungen setzte sie dann dieses strenge Fasten noch 12 Jahre lang fort. Dabei umspannte ein eiserner Ring mit einem Stock ihren Leib, sie geißelte sich oft bis auf's Blut, schlief auf einem Brette liegend kaum einige Stunden und durchwachte in Gebet und Betrachtung den größten Theil der Nacht.

Der Ruf von diesen außerordentlichen Bußübungen verbreitete sich durch das Schwabenland, und überall sprach man von der „guten Betha" in Reuthe. Gott aber gab ihr immer erneuerte Beweise seiner gnadenreichen Liebe, so daß sie öfter einen klaren Blick in die Zukunft that.

Elisabeth starb an ihrem Geburtstage in einem Alter von nur 34 Jahren ohne den mindesten Todeskampf. Die

Leiche wurde in der Kirche feierlich beigesetzt. Bald strömte Hoch und Nieder, in leiblichen und geistigen Nöthen Hilfe suchend, zum Grabe der guten Betha, das durch zahlreiche Wunder verherrlicht wurde. Am 6. August 1623 wurde es eröffnet, und man fand den Leichnam wohlerhalten, mit den röthlichen Wundmalen gezeichnet. Auch bei der zweiten Erhebung am 11. November 1766 fand man an den Gebeinen noch die Spuren der Wundmale. (Nach einem Artikel in der „Sion").

Gehet hin und thuet desgleichen.

In einer Pfarrei des Bisthums Trier starb vor Kurzem ein armer Mann und hinterließ nebst seiner Frau eine hochbetagte Mutter und ein kleines Kind. Durch die Kosten der Krankheit war das Geld, welches sich die Leute zusammengespart hatten, um eine Kuh zu kaufen, darauf gegangen und so die traurige Lage der Wittwe noch schlimmer geworden. Acht Tage darauf waren in diesem Dorfe zwei Hochzeiten an Einem Tage und in Einem Hause. Als die Gäste in der heitersten Laune waren, schilderte einer derselben die Noth der armen Wittwe, nahm dann einen Teller und sammelte, und als der Teller die Runde gemacht hatte, lagen beinahe acht Thaler darauf. Bei einer zwei Tage darauf stattfindenden Hochzeit wurden zu demselben Zwecke beinahe zwei Thaler gesammelt. Der „Eucharius" schließt die Erzählung dieser Begebenheit mit der Mahnung: „Gehet hin und thuet desgleichen."

Der Müßiggang,

sagt der berühmte Prediger P. Abraham a Sancta-Clara, ist der Lehrmeister aller Sünden und Missethaten, ein Feind der Wissenschaften, ein Vorbote der Sorgen, eine Nacht des Verstandes, ein Vater der Armuth, ein Lehrer der Unwissenheit, ein Verbanner der Tugend, eine Herberge der Laster, ein Polster des Teufels, ein Greuel vor Gott und ein Grabmal für lebendige Menschen. Faulheit und Müßiggang verursachen auch alles Uebel in den meisten Sachen: im Eisen den Rost, im Holze den Wurm, im Tuch die Schaben, im stehenden Wasser die Fäule, auf dem Acker das Unkraut, im Hauswesen das Verderben, in der Armuth böse Gedanken und in bösen Gedanken mannigfaltige Sünde.



Dem Kirchbauern Jakob läßt es keine Ruhe mehr, er muß den Bienenstock in der nächsten Nähe in Augenschein nehmen.



Jakob's Aussehen wird immer bedenklicher; sein vormaliges Vollmondgesicht gleicht einer ausgewachsenen Kartoffel.

Vorwitz



Die fleißigen Thie
den vorwitzigen St
ihren Unwillen in
zu erk



Zuletzt sieht man
davon als die vor
der Bader hat Ja
nommen und über

…schadet!



… ärgern sich über
…rer und geben ihm
…empfindlicher Weise
…nnen.



… gar nichts mehr
…pitzige Nase; denn
…ob in die Kur ge-
…n. über verpflastert.



Jakob will sich Anfangs nicht merken lassen, was er für eine Lektion empfangen hat, bald aber wird es offenkundig.



Nach vier Wochen ist Jakob wieder hergestellt; aber dem Bienenstock geht er auf 100 Schritte aus dem Wege.

Der Arbeiter und der Sonntag.

Das Vermögen des Arbeiters ist seine Gesundheit; um diese zu erhalten bedarf er der Ruhe, und der Sonntag ist deshalb für ihn vor Allem ein Ruhetag. Dieß ist eines jener Naturgesetze, die durch nichts aufgehoben werden können. Selbst ein Gottesläugner im vorigen Jahrhundert sagte: „Dem Volke seine Sonn- und Festtage nehmen ist ein falscher und barbarischer Grundsatz. Das Volk braucht nicht bloß Zeit, um sein Brod zu verdienen, sondern es braucht auch Zeit, um es mit Freude zu essen, sonst wird es dasselbe nicht lange verdienen." Es bekommt Widerwillen gegen die Arbeit, und der ist für die Armen peinlicher als die Arbeit selbst.

Die tägliche Ruhe im Schlafe reicht nicht hin, sondern es ist eine in regelmäßigen Zeiträumen wiederkehrende nöthig, und zwar allemal am siebenten Tage, nicht mehr und nicht weniger. Zwei Ruhetage in der Woche würden das Volk verweichlichen, sieben Arbeitstage es über kurz oder lang zur Arbeit unfähig machen. Es gibt nur einige Völker, welche diese Gesetze nicht beobachten, z. B. die Indier und Chinesen, und diese Völker sind mehr als die übrigen entnervt, weichlich, unsittlich. Die Krankheiten, die bei ihnen herrschen, sind häufiger und furchtbarer, als anderwärts. Daher ist die Einhaltung des siebenten Tages als des Ruhetages nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine natürliche Pflicht für jeden, der nicht Selbstmörder werden will. Jenes Gesetz der ersten französischen Republik, welches den zehnten Tag als Ruhetag einführte, ist bald ein Gegenstand des Spottes geworden.

Bei der stürmischen Art, wie heutzutage die Arbeiten betrieben werden, ist ein regelmäßiger, nach sechs Tagen wiederkehrender Ruhetag nöthiger als je. Er ist besonders nöthig für diejenigen, welche in geschlossenen Räumen arbeiten, namentlich in den Fabriken. Die Arbeit in den Fabriken wirkt schon an und für sich so angreifend, daß z. B. in England trotz der Beobachtung der Sonntagsruhe die Sterblichkeit größer ist als in den Laufgräben einer belagerten Festung, als auf dem Schlachtfelde vor dem Feinde. In der mörderischen Schlacht von Waterloo traf ein Todter auf 30 Lebende; bei den Fabrikarbeitern in Liverpool trifft ein Todter auf 19 Lebende.

Der Sonntag ist aber nicht bloß ein Ruhetag, sondern auch ein der Bildung und Veredlung des Geistes und Her-

zens und der Gottesverehrung gewidmeter Tag. Der Sonntag gibt dem Hause des Handwerkers, des Landmannes, des Taglöhners einen anderen Anstrich; die Menschen sind milder und zufriedener gestimmt, der Hausherr ist wohlwollender, der Dienstbote ergebener. Der Sonntag verschafft dem Armen ein sauberes Hemd und einen besseren Rock, und schon das hat etwas Geisterhebendes; ein sauberes Hemd und ein besserer Rock machen den Menschen auf den edleren Theil seines Wesens, auf seine höhere Bestimmung aufmerksam. Wenn es einmal keinen Sonntag mehr gibt, dann wird den Sklaven der Arbeit der Werktagskittel als verfaulte Lappen vom Leibe fallen.

Und erst der Gottesdienst am Sonntag! Seine feierlichen Ceremonien erheben das Herz, wenn es nur ein wenig dafür empfänglich ist; das Kind bewundert den Schmuck des Gotteshauses, der ärmste Handwerker sieht sich als Bruder in Christo dem Edelmanne gleich gestellt. Die irdischen Sorgen bleiben an der Schwelle der Kirchenthüre zurück, und der Geist erhebt sich auf den Flügeln des Volksgesanges über das sechstägige Alltagsleben, und die Kirchenmusik verschafft auch dem Unbemittelten einen Genuß, für den der Reiche einen Thaler im Concerte bezahlt. Man muß an einem Sonntag das Pfarrdorf eines Alpenthales besuchen und die Zufriedenheit, die glückliche Heiterkeit beobachten, welche sich auf den Gesichtern dieser armen Hirten spiegelt, wenn sie aus der Kirche kommen und nach allen Himmelsgegenden wieder ihren Bergen zuwandern. Obgleich die Leute die goldgestickten Gewänder und die goldene Monstranz und andere Kostbarkeiten der Kirche gesehen haben, bemerkt man doch nicht einen Schatten jener lüsternen Begierde nach irdischem Gut, mit der ein lungernder, keinen Sonntag mehr haltender Proletarier die schwere Uhrkette des behäbigen Kaufmannes betrachtet. Und woher kommt das? Antwort: Die Leute haben noch einen Sonntag. (Nach einem Artikel im „Mainzer Volksblatt“ und in den „Breslauer Hausblättern“.)

Geld auf der Straße.

Im ersten Jahrgang dieses Blattes ist den Lesern eine Reihe von Personen vorgeführt worden, die mit verschiedenen,

in höchsteigener Person am Hofthor, damit die Leute sehen sollten, was für ein wohlthätiger Bürgermeister er wohl sein würde, und der Hannes ließ die Straße vor seinem Hofe auch schon auf eigene Kosten zum Voraus verbessern und ging mit dem Herrn Pastor fast alle Tage durch die Gassen des Dorfes, Alles von wegen der künftigen Bürgermeisterei. Was die Weibsleute darüber alles angefangen, wie sie einander verketzert und sich selbst dabei in die Tugendhaftigkeit geworfen, und wie sie schmeichelten und freundlich thaten und dann wieder fremde Heimlichkeiten auf den offenen Markt trugen, wäre ergötzlich zu erzählen, wenn Alles nur das Mindeste genützt hätte. Denn Bürgermeister wurde aus dem Dorfe doch Keiner, sondern ein listiger Federheld aus dem benachbarten Städtchen, der den geringen Bauern nichts Geringeres versprach, wenn sie ihn zum Bürgermeister wählten, als ihnen das Wetter ganz nach Belieben zu besorgen, portofrei und gerade wie sie es wünschten. Das konnte natürlich weder der Kobes, noch der Hannes, auch war gerade der Punkt für sie von der allergrößten Wichtigkeit. Also wurde der Federheld aus dem Städtchen zum Bürgermeister gewählt, natürlich unter der festen Bedingung, daß er ihnen das Wetter ganz nach Wunsch mache. Kaum ist der neue Bürgermeister fertig, als er auch gleich eine Probe von seiner Wettermacht ablegen soll. Deß weigert sich der neue Bürgermeister keineswegs, bestellt also alle Bauern auf den Nachmittag an die Brücke des Baches, der durch das Dorf fließt. Wie sich von selbst versteht, blieb Keiner aus, denn beim neuen Wetter war Jeder betheiligt. In die Mitte tritt der Bürgermeister mit höchst wichtigem Gesichte, als ob er das neue Wetter schon in der Tasche habe. Voll Erwartung schauen ihn die Bauern an.

„An welchem Tage soll das neue Wetter beginnen?“ fragte der Bürgermeister und schaute triumphirend um sich.

Die Bauern sahen einander an, Jeder wollte es auf einen besonderen Tag, so daß über diesen Punkt schon gar keine Einigkeit zu erzielen war. Das blieb also vor der Hand unerledigt, und mochte es der Bürgermeister damit nach Gefallen halten.

„Und was für Wetter soll's denn sein?“ rief wie im Unwillen der Machthaber.

„Regen, wie bei der Sündfluth!“ flüsterte der alte Schullehrer, der zunächst stand und ganz bescheidentlich dem Herrn

Bürgermeister am Rocke zupfte. Er dachte, dann geht das alte, baufällige Schulhaus mit drauf, und die Bauern müssen dir ein neues bauen. Der alte Schöffe, der den Stoßseufzer des Schullehrers zufällig gehört hatte, schrie: „Ei was! Hitze über Hitze soll es sein!“ stieß im Eifer aber mit dem Stocke so heftig — nicht auf den Boden, sondern auf den Fuß seines Nachbars — die Beiden hatten's schon längst auf einander —, daß dieser mit der flachen Hand, ohne sich lange zu besinnen, ausholte und dem Beleidiger eine so fette Tachtel auf das linke Ohr drückte, daß es ihm noch im Kopfe herum sausen soll, wie in einer Windmühle. Die Beiden lagen sich gleich in den Haaren. Einer von den Bauern hätte nun gern Nordwind gehabt, damit die junge Frucht nicht so schnell schieße; ein anderer aber wollte durchaus Windstille, denn er müsse Hafer säen; wieder ein anderer wünschte linden Regen, sein Nachbar aber durchaus Sonnenschein, und so wollte Jeder was Anderes, Jeder aber auch seinen Willen; man schrie, zankte sich, theilte sich endlich Ohrfeigen aus, hielt sich auseinander und schimpfte und zankte sich aufs Neue. Am ärgsten wurde es, als nun auch noch die Weibsleute darüber kamen und ihren Theil vom Wetter wünschten und zum Streit ihren Theil wirklich zuthaten.

Der neue Bürgermeister war mittlerweile nach Hause gegangen und trank ganz gemüthlich seinen Kaffe, während sich die Bauern noch auf der Brücke katzbalgten; etliche sogar waren in den Bach geworfen worden. Als aber der Lärm zu toll wurde, schickte er die bewaffnete Macht aus und ließ die tollen Bauern heimjagen.

Mit dem Wetter geht's wie immer, und der Bürgermeister zu Dingskirchen braucht noch heute sein Probestück nicht zu machen. (Kolping's Kalender.)

Die Josephsvereine

haben wieder einen Zuwachs erhalten, indem zu Krumbach in Schwaben und zu Groß-Petersdorf in Mähren zwei neue Vereine entstanden sind. Außer denselben bestehen solche in Altusried, Au bei Aibling, Boos, Egg, Memmelsdorf, Niedersonthofen, Ottobeuren, Rehling, Sulzberg, Schirnitz, Schönesberg, Schwarzach, Steppach, Wallendorf, Wallershausen, Weinried und Wiggensbach.

Ein Unterschied.

Zwei Familienväter, ein Christ und ein Jude, begleiteten ihre abreisenden Söhne zur Eisenbahn. „Handle immer recht!" waren die Abschiedsworte des Christen. „Ja wohl mein Sohn, handle immer recht!" rief der Jude seinem Sprößling nach.

Das Stillschweigen.

Als der Kaiser Napoleon im Jahre 1808 durch Aschaffenburg reiste, mußten sich die Zöglinge aller Schulen auf der Straße zum Schlosse aufstellen, um den Kaiser mit Hochrufen zu begrüßen. Er kam gefahren, und die Sache ging ziemlich gut von Statten. Nur auf dem äußersten rechten Flügel, wo eine Schaar Kinder stand, herrschte beim Vorüberfahren Napoleons eine bedenkliche Ruhe. Der Adjutant des Kaisers äußerte über dieses Stillschweigen sein Mißfallen und fragte den Bürgermeister: „Wer hat jenen jungen Leuten Stillschweigen auferlegt?" — „Der liebe Gott," antwortete der Befragte, „denn es sind die Zöglinge des Taubstummen-Instituts."

Für den Bonifaciusverein.

Quittung. Wir beehren uns hiemit den Empfang von 371 fl. = 212 Rthlr. Ihnen zu bescheinigen. Der Generalvorstand des Bonifaciusvereins: Nacke. — Von dem gegenwärtigen Bestand der für den Bonifaciusverein angesammelten Baarschaft obige 371 fl. abgezogen, bleibt als Uebertrag 326 fl. 29 kr. — Aus Gleusdorf 9 kr. — Aus Zwittau 1 fl. 15 kr. — 4 hl. Messen f. d. armen Seelen 2 fl.

Red.: Dr. Lang. — Expedition f. d. Buchhandel u. f. auswärts (vom 1. Mai an) Promenadepl. 6/3, f. d. hies. Abonnenten Frauenplatz 10.
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 6. Juni 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Das Ave Maria.

Die Sonne war eben untergegangen. Noch vergoldeten ihre letzten Strahlen den blauen See, glänzten sie in den hohen Kirchenfenstern des nahen Klosters, noch glühten die Spitzen der Berge in rothem Lichte. Da stürzte ein Jüngling aus einem kleinen Hause, das zwischen Fischernetzen und lieblich umwebt von Weinranken dicht am Strande lag. Lärm und Geschrei und lautes Weinen ertönte drinnen im Hause; der Jüngling aber schien es nicht zu achten, sondern band rasch den Kahn los, der am Ufer lag, ergriff das Ruder und stieß das schmale schwankende Fahrzeug hinaus in die klaren blauen Fluthen. Die Ruhe und der Friede in der Natur stach merkwürdig ab gegen den Sturm, der sichtlich im Innern des Jünglings tobte, und den Kampf der Leidenschaften, der in seinen Zügen sich malte.

„Ich will nicht", grollte er in sich hinein. „Was wissen die Alten von Glück! Man muß das Leben genießen! Heidi!"

Aber der gezwungene lustige Ausruf erstarb ihm auf den Lippen, als die Thüre der Fischerhütte sich jetzt öffnete, und eine bleiche Frauengestalt an's Ufer trat.

„Joseph!" — rief die Frau in einem Tone, der dem Jüngling Mark und Bein durchdrang — „Joseph! Komm! Höre, was ich dir sage; ich deine Mutter! ich will ja nicht mehr böse sein, wenn du nur das wüste liederliche Leben läßt! Joseph bleibe, kehre zurück!"

Der Jüngling that, als hörte er nichts. Die schnellen kräftigen Ruderschläge, die ihn immer weiter vom Lande entfernten, übertäubten das Rufen und Klagen der Mutter: „Joseph, Joseph!"

Da ertönte in der nahen Klosterkirche die Abendglocke, die zum Ave Maria rief. Die Töne klangen durch die klare Abendluft beruhigend über das stille Wasser herüber. Die arme betrübte Mutter kniete nieder am Ufer und betete; auch sie hatte einen Sohn verloren; doch ihr Sohn war kein guter Mensch!

Der Sohn aber hörte nichts, fühlte nichts. Der Entschluß, das väterliche Haus zu verlassen, stand fest. Er wollte frei sein von den ihm lästigen Ermahnungen, Vorwürfen und Bitten der Mutter, welche sein wüstes schlechtes Leben mißbilligte. In der Fremde sollte Freiheit und Glück ihm erblühen; deßhalb floh er die Heimath.

Als das Glöcklein schwieg und die arme Mutter wieder aufstand vom Gebet, da lagerten schon die dämmernden Nebel der Nacht über dem See; in weiter Ferne noch erschallten hie und da leise die Ruderschläge, und als auch diese verklangen, da kehrte die gebeugte Mutter allein wieder in ihre Hütte zurück.

Aber der ungerathene Sohn fand weder Freiheit noch Glück. Hinausgeschleudert in die Welt nahmen zwar bald fremde Leute sich des blühenden schönen Jünglings an; aber er mußte Menschen gehorchen, die ihn nicht liebten. Mancherlei Freuden brachten ihm ein bewegtes Leben; aber selbst bei den lautesten Vergnügungen blieb das Herz ihm leer, denn er fühlte innerlich sich nicht glücklich, weil er nicht zufrieden sein konnte mit sich selbst.

So waren Jahre dahingeschwunden und das Glück war nicht gekommen. Aber ein anderer Gast war bei ihm eingekehrt: die Reue! Er dachte der Mutter, die er verlassen, deren Warnungen er verachtet, deren Liebe er so schlecht ge-

lohnt. Leer und schaal erschien ihm jetzt das Leben, das er durch und durch genossen. Er hatte keinen Frieden gefunden in der Welt, vielleicht daß er hinter Klostermauern wohnte! Er wurde ein Mönch im fremden Lande.

Abermals verflossen Jahre unter Gebeten und frommen Uebungen. Aber der wahre selige Herzensfriede wollte noch immer nicht bei ihm einkehren. Wenn das Abendglöcklein ihn zum Ave Maria in die Kirche rief, und die Ordensbrüder im Gebete der schmerzensreichen Mutter gedachten, da gab es ihm jedesmal einen Stich durchs Herz. Eine unnennbare Sehnsucht nach der Heimath füllte seine Seele. Nur noch einmal wollte er seine Mutter um Verzeihung bitten für all den Kummer, den er ihr bereitet!"

Endlich, endlich war sein sehnlichster Wunsch erfüllt. Seine geistlichen Obern versetzten ihn in jenes Kloster seiner Heimath, das die blauen Wellen des heimathlichen See's bespülten, an dessen Strande die Hütte seiner Mutter stand. Mit den seligsten Gefühlen im Herzen betrat er wieder nach langer, langer Trennung den heimischen Boden. Dort streckten die heimathlichen Bergriesen ihre beschneiten Steinhäupter zum Himmel, klar und ruhig, wie ehedem, in der blauen Luft scharf sich abgrenzend. Hier lagen die sammetgrünen Alpenwiesen und die kleinen hölzernen Sennhütten auf den Matten an den Bergen, und die Kühglocken läuteten lieblich, und die Hirten jodelten fröhlich wie ehedem. Aber aus dem lebenslustigen, frohen Jünglinge war ein ernster Mann geworden. Er war nicht mehr wie ehedem.

Und da lag das Haus der Mutter, das weiße kleine Haus, von Weinreben umrankt und von Fischernetzen halb versteckt. Am Strande aber saß in einem Kahne ein kräftiger Mann, der fröhlich singend seine Netze ausbesserte. Er hatte den nahenden Klosterbruder nicht bemerkt, der klopfenden Herzens jetzt herzutrat und den Fischer grüßte. Ehrerbietig stand dieser auf — aber der Mönch ergriff seine Hand: „Urban, sagte er leise, kennst du mich nicht mehr?"

„Jesus Maria! Du bist Bruder Joseph? Resi, Resi! rief der Fischer in das Haus hinein — Resi!"

Es war der Name der Mutter! — der Klosterbruder erbleichte; er wagte nicht zu fragen, ob die Mutter noch lebe; aber nicht die Mutter, ein junges Mädchen trat zur Thür heraus, dem Vater entgegen — „Was soll's?"

„Der Joseph ist wieder gekommen, rief der Vater freudig, der Joseph!"

6*

Da öffnete sich das kleine Fensterchen der Hütte und ein altes bleiches Gesicht schaute zwischen den Weinreben heraus und eine zitternde Stimme rief: „Der Joseph!"

Es war die Mutter. Sie lebte noch, sie liebte ihn noch; Mutterliebe stirbt ja nicht! An das Mutterherz flog der Sohn. — „Vergib, vergib!" — Es war schon Alles vergeben und vergessen! Jetzt war der Sohn wirklich glücklich. Er hatte Recht gethan, das machte ihn so selig. Und die Engel im Himmel freuen sich über einen Sünder, der Buße thut!

Es waren selige Stunden, die langes herbes Leid und viel leere Freude aufwogen. Und als es Abend ward, da fuhren Urban und Resi den wiedergefundenen Joseph hinüber zum Kloster, wo er künftig bleiben sollte in der Nähe der alten Mutter, des Bruders und der Verwandten.

Die Abendsonne hatte die Berge mit duftigem Roth übergossen, in tausend Farben spielte das blaue klare Wasser des See's, goldig leuchtete das Kreuz auf der Klosterkirche, die Fenster glitzerten im Abendscheine, und des Abendglöckleins heilige Töne riefen zum Ave Maria — wie ehedem! Still beten die Drei auf dem schwankenden Kahn, die Ruder ruhen, leise bewegen sich die Lippen, und die Herzen gedenken andächtig jener Mutter, die auch viel geliebt und viel gelitten, Ave Maria! Am Strande aber kniete die alte Mutter, die ihr Liebstes wieder hatte, deren Sohn, der todt war, wieder lebte; sie war selig und betete!

Es war Alles wie damals, als der Jüngling entfloh; nur daß unter der braunen Kutte jetzt ein fröhliches Herz schlug und eine innere Stimme dem Glücklichen zurief: „Thor, der du warst und außer dir das Glück suchtest! Das Glück liegt in dir, im eigenen Herzen. Nur wer Recht thut und der Stimme seines Gewissens folgt, wird wahre Freude finden in den lauten Genüssen der Welt, wie ohne dieselben in den stillen Freuden der Liebe guter Menschen!"

Täglich, wenn das Abendglöcklein im Kloster drüben erklang, öffnete sich des Fischerhüttchens kleines Fenster, und ein scharfes Auge konnte selbst vom Kloster aus das bleiche Gesicht der alten Mutter erkennen, die nach dem Kloster hinüberschaute, wo ihr wiedergefundener Sohn weilte.

Eines Tages blieb das Fenster geschlossen und Bruder Urban holte den Bruder Joseph an das Sterbebett der Mutter. Und als abermals das Abendglöcklein zum Ave Maria rief, schloß sich das treue Mutterauge für immer. Das Mutter=

herz hatte ausgeschlagen, um sich mit den Chören seliger Geister zu vereinen, welche dort oben die heilige Mutterliebe in himmlischen Liedern preist! (Kath. Chr.)

Das heil. Frohnleichnamsfest
wird seit dem Jahre 1311 in der ganzen Christenheit feierlich begangen. Der Ursprung dieses Festes wird von der Geschichte folgender Maßen erzählt.



Eine Klosterfrau zu Lüttich, Juliana, sah zu wiederholten Malen in einem Gesichte den Mond voll Glanz, doch auf der einen Seite etwas verdunkelt. Sie betete nun zu Gott, daß Er sie die Bedeutung dieses Gesichtes erkennen lassen möge, und der Herr erklärte ihr, daß in dem Kreise der Feste des Kirchenjahres das zu Ehren des allerheiligsten Altarssakramentes noch fehle, wodurch der Glanz der Kirche etwas verdunkelt werde. Die Klosterfrau theilte diese Offenbarung einigen frommen und gelehrten Männern mit, welche sie als eine wirkliche Offenbarung erkannten, und auf deren Bitten zunächst der Bischof von Lüttich im Jahre 1246 das Frohnleichnamsfest in seinem Bisthume einführte. Einer von jenen Männern, welchen Juliana ihr Gesicht und die Erklärung desselben mitgetheilt hatte, wurde später Papst unter dem Namen Urban IV. und führte es durch eine i. J. 1264 erlassene Bulle für die ganze Christenheit ein. Da er aber bald darauf starb, so unterblieb die Ausführung der Bulle, und erst im Jahre 1311 wurde auf der Kirchenversammlung zu Vienne die Feier des Frohnleichnamsfestes von Neuem angeordnet.

Der Zweck dieses Festes ist ein doppelter: Die Ehre und Verherrlichung Gottes und das Heil der Gläubigen. Es soll nämlich an diesem Feste einigermaßen dem Herrn eine Genugthuung geleistet werden für die vielen Unehrerbietigkeiten, welche er von Seite so vieler Irr- und Ungläubigen, ja selbst von lauen und schlechten Christen im Sakrament der Liebe zu erdulden hat.

Die Gläubigen können sodann an diesem Feste ihre Liebe zum allerheiligsten Altarssakramente in feierlicher Weise zeigen, und sollen sich dabei angetrieben fühlen, die Liebe Jesu zu betrachten und der großen Quelle von Gnaden sich theilhaftig zu machen, welche der Herr Allen gibt, die ihn lieben.

Die stillen Stunden.

In jedes Menschen Leben kommen Stunden vor, die man die stillen nennen darf. Das sind sehr wichtige Stunden, die Niemand unbenützt lassen sollte, wenn sie eben da sind, und jeder Mensch sollte sie voraus berechnen, um schneller ge-

sammelt zu sein, wenn sie kommen. Ich sprach einmal mit einem Manne, der seine Frau und Kinder verlassen hatte, um im Taumel des Leichtsinns anderswo glücklich zu leben. Er war es aber nicht, und die Ursache lag in den stillen Stunden; das sagte er selbst.

Wenn man in der Nacht aufwacht, oder wenn man aus einem lärmenden Kreise durch die öden Straßen heimkehrt, oder wenn man sich bei Durchlesung eines interessanten Buches, welches unser Herz anspricht, gleichsam verstimmt fühlt, kurz ehe man sich's versieht, wird's still um Einen her, und dann sieht man öfter reuig, immer aber belehrt in die Vergangenheit und in die Entfernung zurück.

Denket daran, liebe Freunde, wenn ihr in die Versuchung kommt, eine unüberlegte Handlung zu begehen, oder dazu hilfreiche Hand zu bieten, denket daran, daß es stille Stunden gibt! Im Taumel des geselligen Lebens, bei den Vorbereitungen zu Lustparthien, im Schimmer prächtiger Zimmer, da tritt freilich jede trübe Erinnerung zurück; aber wenn die Instrumente verstummen, die Lichter erlöschen, wenn der Rausch der Sinne vorüber ist, da kommt die stille Stunde wieder, gräßlich oft kommt sie wieder wie ein Gespenst durch verschlossene Thüren, sie wankt im Widerschein des Mondes an den Wänden und knirscht in der heulenden Wetterfahne, die der Wind dreht.

Fraget euch daher, meine Freunde vor jeder bedenklichen Handlung, die ihr unternehmen wollt: Wie werde ich sie in meiner stillen Stunde sehen? —

Der erste Kreuzzug.

Im nächsten Monat sind es 868 Jahre, daß eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Weltgeschichte sich begeben hat, nämlich die Eroberung Jerusalems im ersten Kreuzzug.

Nachdem die Muhamedaner über 400 Jahre lang das Land, in welchem der Heiland gelebt und gelitten, in schrecklicher Weise mißhandelt und verwüstet und die Christen, welche die heiligen Stätten zu besuchen kamen, schwer gedrückt hatten, rief Papst Urban II. die Christenheit zur Befreiung Jerusalems auf. Wie ein armer einfacher Einsiedler, Namens Peter, von Gott erwählt wurde, die europäischen Fürsten und Ritter zum heiligen Kampfe zu begeistern, wird ein anderes Mal erzählt werden.



Im Jahre 1096 setzte sich ein meistens aus französischen und flämischen Rittern bestehendes Kreuzheer von Lothringen aus in Bewegung; der fromme Herzog Gottfried von Bouillon war sein Anführer. Den Winter 1096 auf 1097 brachte es in Konstantinopel zu; im Frühjahre 1097 ging es nach Asien



hinüber. Langsam nur, unter unaussprechlichen Mühen und Gefahren, unter schweren Kämpfen mit den Türken, welche es von allen Seiten angriffen, rückte das Kreuzheer vor und erst mit Anfang Juni 1099 kam es in das hl. Land, am 6. Juni nach Emaus, 3 Stunden vor Jerusalem. Die folgende

Nacht wurde schlaflos, von den Meisten in Gebeten und frommen Gesprächen hingebracht.

Mit dem Morgengrauen des 7. Juni setzte sich das Heer neuerdings in Bewegung, voll brennender Ungeduld. Als man auf den letzten Höhen anlangte, und die hl. Stadt, den Gegenstand jahrelanger Sehnsucht, das Ziel unzähliger Opfer, Sorgen, Drangsale, Beschwerden und Kämpfe, von der Morgensonne beschienen vor Augen hatte, da überwältigte Alle unnennbare Freude. Das Dankgefühl machte sich Luft in lauten Ausrufungen und heißen Thränen. Die Krieger sanken auf die Kniee, küßten den heiligen Boden und beteten inbrünstiger als jemals in ihrem Leben. Viele zogen die Schuhe aus, um wie Moses nur mit bloßen Füßen die Orte zu betreten, an denen die des Gottmenschen gewandelt waren. Ganz ruhig und wohlgeordnet und christliche Gesänge anstimmend rückte das Herr über die Ebene vor bis hart an die Stadtmauern, von denen die Muhamedaner verwundert herabschauten. Das war am Dienstag, 7. Juni, 1099.

Der erste Versuch der Kreuzfahrer, die Stadt durch Sturm zu erobern, am 13. Juni 1099, scheiterte an der Uebermacht der Vertheidiger und an der Stärke der Mauern. Mehrere Wochen lang wurden nun Vorbereitungen zu einem neuen Sturm getroffen, der am 15. Juli unternommen wurde und mit der Eroberung der hl. Stadt endigte. Noch am Abend dieses Tages konnten die Sieger zum Grabe des Heilands wallen, wo sie unter heißen Thränen Gott das Opfer ihres Dankes darbrachten.

Leider ist den Christen die Frucht jenes glorreichen Sieges nicht lange verblieben, ihre Zwietracht und Eigensucht war Schuld, daß die hl. Stadt nach 88 Jahren wieder an die Ungläubigen verloren ging.

Wer gibt euch Brod?

(Mitgetheilt von Chr. Wurst.)

Draußen vor dem Dorfe H. steht ein ungewöhnlich großes, langes Haus mit einem himmelhohen Kamin, da kommen Mittags 12 Uhr ganze Schaaren von Menschen klein und groß heraus, die sich in's Dorf hereinbegeben und ein ganz

eigenthümliches Leben da verbreiten. Im Dorfe jedoch hat man die Leute aus der Fabrik — eine solche ist nämlich jenes Gebäude — nicht gerne. Vor einem halben Jahre etwa wurde der Kreuzstock draußen am Feldweg, und zwar an einem Sonntag Abend herausgerissen aus dem Boden und schändlich demolirt. Allgemein war man im Dorfe bestürzt und kam darin überein, daß es niemand anders gethan hätte, als „die Fabrikler.“ Und dieß vergessen die Dorfbewohner nimmermehr.

In dieser Fabrik wird gearbeitet Sonntag wie Werktag. Da hatte der Fabrikherr auch zwei Arbeiter darunter, die sich keineswegs zum Sonntagsarbeiten verstehen wollten. Da der Fabrikherr merkte, daß sie sonst sehr fleißig und gerade die besten Arbeiter seien, wollte er ihnen vorläufig nichts darüber anhaben und ließ sie ausnahmsweise Sonn- und Feiertags ausbleiben. Nun traf es sich, daß einer der zwei Arbeiter sich verheirathete. Da dachte nun der Fabrikherr: So, jetzt ist er warm bei mir, jetzt darf ich keine Angst mehr haben, daß er mir fortbleibt, wenn ich ihm sage, er müsse fortan, wie die Andern, auch Sonntags im Geschäfte sein. Bei der nächsten Gelegenheit stellte er beide zur Rede. Da sagten sie aber zu seinem Erstaunen einmüthig, dazu wollten und könnten sie sich nimmermehr verstehen, Sonntags zu arbeiten; hierin habe er ihnen nichts zu befehlen, dieser Tag gehöre ihnen. Sei man die ganze Woche im Fabrikrauch, so wolle doch die arme Seele auch etwas haben, und dazu sei der Sonntag da, daß man ausruhe und die Seele sich erquicken lasse durch fromme Uebungen und Gottesdienst. Das sei ihre Meinung; wenn er es anders meine, so hätten sie nichts dagegen; aber sie solle man in Ruhe lassen. Darüber war der Fabrikherr aufgebracht und sagte: „Hinter euch steckt der Pfaff! Gibt euch euer Pfaff auch Brod, wenn ihr keins habt?“ Worauf der Verheirathete: „Nöthigenfalls auch, Herr Z.!“ — „So! Ich entlasse euch aus meinem Geschäft!“ — „Gut!“ riefen unsere Zweie. „Es sei so.“

Man hatte schon früher allerlei gemunkelt von der Fabrik: sie solle verkauft werden, es käme nichts dabei heraus, es seien über die Maßen viele Schulden darauf, der Herr Z. habe doch zu groß angefangen, und was dergleichen mehr. Wirklich machte der Fabrikinhaber nach einiger Zeit kläglichen Bankerott. — Er selbst mußte sich als Arbeiter in ein Geschäft in der Stadt begeben. Hier sah er aber zu seinem Erstaunen jene zwei Arbeiter die ersten Stellen einnehmen. „Wie

kamet ihr daher?“ fragte er sie verdutzt und beschämt. „Unser Pfarrer hat uns daher gebracht! So müßt Ihr nun sehen, daß man durch ein religiöses Leben auch noch das leibliche Brod erhalten kann.“ Da bat sie ihr ehemaliger Brodherr, ihm zu einem Unterkommen zu verhelfen, und sie thaten es. Er war von da an ihr Kamerad in allen Beziehungen und fuhr nicht schlecht damit.

Alle drei sind jetzt miteinander Besitzer einer großen Fabrik, und ihr Geschäft blüht wie kein anderes. Jener vorhinige Fabrikherr sah nämlich darauf, daß er religiöse Leute, und nur solche, in sein Geschäft bekäme — mit diesen fahre er am besten, sagte er immer; und da der Pfarrer eine ausgebreitete Bekanntschaft hatte, so wandte er sich eben immer gern an diesen. So kam es, daß der Pfarrer den Seinen auch „Brod gab“, indem er ihnen Arbeit verschaffte. Dieß ist wohl eine sehr einfache Geschichte; aber man möge daran sehen, was ein standhafter Arbeiter vermag. Ehre solchen Arbeitern, und Gott segne das ehrbare Handwerk.

Eine Geschichte von zwei Bettlern.

Mitgetheilt von Dr. A. Birlinger.

Zwei Bettler vermerkten auf der Straße, wo sie eben umgingen, den hl. Bischof Epiphanius und in voller Gewißheit, er müsse den Weg passiren, stellten sie folgenden Unfug an. Um ein größeres Almosen zu bekommen, dachten sie, machen wir es so: einer stellt sich todt. Wie St. Epiphanius vorüberging, beweinte der eine Schurke den andern und bat den Bischof um Geld, damit er den Todten begraben könne. Der Bischof gab dem verlognen Bettler Geld und sagte zu ihm: „Begrab diesen deinen verstorbnen Mitgespann nur fleißig, er wird nicht mehr aufstehen“. Der Bettler gedachte: gehe nur hin mein Bischof, wir haben dir nur eine Nase gedreht; ich und mein Gespann wollen dieses Geld fleißig miteinander verzehren. Der Bischof ging jetzt seines Wegs fort. Als der Schurke, der Bettler sich sicher vor dessen Blicken glaubte, stieß er seinen Gesellen: „Freund, steh auf! die Schanz ist uns gerathen; wir haben ein gutes Stück Geld bekommen.“ Der aber murte nicht mehr; vom Aufstehen war gar keine Rede!

der Andere lacht, verwundert sich, wie er sich so herrlich todt stellen kann, wälzt ihn hin und her — aber vergebens. Der Gott versuchende Schurke war für immer eingeschlafen.

„Du, o Gott, richtest die zu Grunde, deren Mund Lügen spricht." (Nicephorus.)

Geld auf der Straße.

Dießmal betrachten wir uns die Pariser Zeitungsverkäufer, deren Geschäft schon seit ein paar Jahrhunderten, seit es nämlich Zeitungen gibt, besteht, in neuerer Zeit aber



einen immer größeren Aufschwung genommen hat. In der großen Revolution des Jahres 1789 und den folgenden Jahren waren die Zeitungsverkäufer wichtige Leute; zahlreicher wurden sie seit der Juli-Revolution des Jahres 1830. Einen derselben zeigt uns unser Bild. In der einen Hand die Laterne, in der anderen einen Pack Zeitungen haltend, ruht der Mann am späten Abend von seiner langen Wanderung ein wenig aus. Nach der Februar-Revolution 1848 gab es in Paris 15000 sogenannte fliegende Buchhändler, welche Zeitungen und kleine Schriften auf den Straßen verkauften und sich überall herumtrieben, wo ein größerer Zusammenfluß von Menschen war. Heutzutage wird das Geschäft des Zeitungsverkaufes meistens von kleinen Knaben und Mädchen besorgt.

Unterstützt den Bonifaciusverein!

Obwohl der Bonifaciusverein seit seiner Gründung schon zahlreiche Missions-Stationen in's Leben gerufen und dadurch vielen Tausenden von Katholiken die unschätzbare Wohlthat einer geordneten Seelsorge verschafft hat, so gibt es doch noch ungleich mehr Landstriche, in denen erst noch für die dringendsten religiösen Bedürfnisse der zerstreut dort wohnenden Katholiken zu sorgen ist. Das „Bonifaciusblatt“ gab kürzlich einen Ueberblick über das Arbeitsfeld des Vereins, woraus ersichtlich ist, daß es auf demselben noch viele, viele unbebaute Stellen gibt. Eine solche ist, um vorläufig nur Ein Beispiel anzuführen, die Gegend um Danzig. Da wohnen in 9 Ortschaften etwa 900 Katholiken, darunter sind 300 Kinder, welche in Ermanglung einer katholischen die protestantischen Schulen besuchen müssen. Um diesen traurigen Verhältnissen einigermaßen abzuhelfen, soll in Wotzlaff eine Kirche und Schule gegründet werden; es ist aber dazu noch nichts vorhanden als der Bauplatz, den ein Katholik hergeschenkt hat, und eine Summe von 700 Thlr. Nun haben sich in Paderborn mehrere Laien und die Geistlichen des Dekanats Erkelenz im Erzbisthum Köln mit einander sich erbötig gemacht, den Gehalt für die in Wotzlaff und Johannisdorf (was gleichfalls in Westpreußen liegt und ungefähr 1000 Katholiken zählt) aufzustellenden Geistlichen aufzubringen.

Vom unsittlichen Reden.

„Die unschambare Reden seynd wie ein Oehl; wann nur ein einziges Tröpflein Oehl in ein zartes Klaid hineinfalt, theilt es sich aus einander aus und macht ein großes Mail (macula), welches man schwerlich oder gar nit mehr ausbringen kann. Also wann nur ein einiges unschambares Wort in die Ohren und in das Gemüth der zarten Jugend hinein-kombt, so hängt es sich dermassen darinnen an, daß man es schwerlich oder gar nicht mehr herausbringt und der Jugend Gewissen sehr damit bemackelt wird."

(H. v. Salurn 56.)

Vom Frieden und der Einigkeit.

Der liebe Fried und Einigkeit wird gar schön jener Statue verglichen, welche der König Nabuchodonosor im Schlaf gesehen hat, deren Haupt aus purem Gold gewesen ist, die Brust und Arme aus Silber, der Bauch aus Erz, der Fuß halb Eisen und halb Erden. Und siehe ein kleines Steinlein ist von dem Berg auf dieses köstliche Bildniß heruntergefallen, hat es zertrümmert und alles Silber und Gold so daran gewesen verschwinden gemacht. Ein solche goldne Bildnis ist der liebe Fried und Einigkeit; der Unfried und Uneinigkeit ist das Steinlein, welches alles zerschmettert und zu Grund richtet; oft ein kleines Steinlein, ein schlechte (unbedeutende) Red, die man gar leicht könnte nachgeben oder vermeiden, zerstört allen Fried und Einigkeit. (H. v. Salurn Festiv. 85).

Treue Dienerin.

Die 73jährige M. Christine Hüsing aus Ammeln diente 50 Jahre als Magd in der Familie des verstorb. Dr. med. Eick in Ahaus. Man veranstaltete der treuen Dienerin zu Ehren am 1. Mai ds. Js. ein kleines Fest, bei welchem ihr ein huldvolles Schreiben der regierenden Königin von Preußen und als Geschenk derselben ein goldenes Kreuz mit der Inschrift: „für treue Dienste" überreicht wurde.

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 329 fl. 53 kr. — Aus Oberdorf 3 fl. 6 kr. — Vom Kapl. S. in W. Ein Osterei 2 fl. — Von zwei Personen zur Stiftung einer Jahresmesse 50 fl. — Aus Dietramszell 2 fl. 36 kr. — Von einigen Lesern des St. Josephsblattes in Ingolstadt 5 fl. — Aus Ingenried Meßstipendien 2 fl. — Ueberschuß einer Zahlung aus Berching 18 kr. — 10 Meßstipendien à 33 kr. = 5 fl. 30 kr. — 2 Meßstipendien à 33 kr. = 1 fl. 6 kr. — Zufolge der herzlichen Bitte des hochw. P. Roh. S. J. in Dillingen den 27. Sept. 1866: 50 fl.

Red.: Dr. Lang. — Expedition f. d. Buchhandel u. f. auswärts **Promenadepl. 6/3**, f. d. hies. Abonnenten **Frauenplatz 10.**
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 7. Juli 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Geheiliget werde Dein Name!

Die Landstraße von Tettnang nach Wangen ist sehr bergig, und die schweren Holzfuhrwerke, welche da auf= und abfahren, machen die arme Straße eben nicht besser. Es ist gar schmerzlich anzusehen, wie hart dort oft zu fahren ist, und wie sich die armen Thiere plagen müssen, besonders im Winter, wenn's glatt ist und doch keine Schlittenbahn hat. Dennoch muß viel gefahren werden auf selbiger Straße, denn die Eisenbahn braucht erschrecklich viel Holz und in der Schweiz drüben da bauen sie viel und da sind ihnen die langmächtigen schwäbischen Tannen gerade recht. Darum geht es oft an ein scharfes Fahren, und wenn die Straße reden könnte, wie die armen, todtmüden Pferde, wenn sie sich den ganzen Tag über geplagt hatten, oft von den herzlosen Fuhrknechten geschlagen und gestoßen werden: weiß nicht, ob nicht mancher Fuhrmann roth würde und sich schämte des Unrechtes an dem treuen Thier, mit dem er sein täglich Brod verdient?!

'S ist gerade so auf der anderen Straße, die nach Lindau führt, wo die schweren Kornwagen gehen und die armen Gäule gequält werden und die Fuhrleute fluchen über das unschuldige Thier, daß es eine Art hat.

Und wie es auf diesen zwei Straßen ist, so wirst Du, lieber Leser, noch viele andere wissen, wo's gerade so zugeht, und gelt, wenn Du recht nachdenkst, so fällt Dir etwa gar ein, Du seiest einmal selbst gefahren und es sei schon dunkel geworden, Du aber hättest gern im Wirthshaus sein mögen, hattest ein paar Kameraden versprochen, Du wolltest einen Schoppen mit ihnen trinken: aber die „dummen Vieher" haben nicht ziehen wollen, gelt? da ist Dir die Geduld ausgegangen und hast gemeint, mit Deiner Geisel und mit ein paar tüchtigen Flüchen werdest ihnen schon Füße machen — hm? hast's auch gethan, hast die müden Gäule geschlagen und dazu geflucht wie ein Husar! gelt, ich weiß es? und Du auch! und das ist nun auch genug: Du schämst Dich jetzt; denn seit Du fleißig zur Kirche gehest, sind Dir die Augen ein wenig aufgegangen und Du hast eingesehen, was Du Gott und den Menschen und sogar dem lieben Vieh schuldig bist als guter Christ! Daß Dich aber meine Predigt nicht verdrießt, will ich Dir die Geschichte vom „Sephtoni" erzählen, die mir einfiel, als ich an die Tettnanger Landstraße dachte.

Schau, der Sephtoni war ein „prächtiger Bursche". Wenn der mit seinem vierspännigen Fuhrwerk durch einen Ort kam, riß Alt und Jung die Mäuler auf und manches „Mädle" machte sich was am Weg zu schaffen. Er wußte es auch, der Sephtoni, denn dumm war er nicht, aber eingebildet und eitel um so mehr. Seine Gäule und sein Fuhrwerk waren immer im besten Zustand, er selbst mit seinem blauen Fuhrmannshemd und dem silberbeschlagenen Ulmerkopf war gar nicht übel, und so weit wäre Alles recht gewesen, aber nun kommt die Schattenseite: der Sephtoni trank gern und wenn er hinterm Schoppen saß, so hättest ihn sehen sollen und reden hören, nein! da war er ein Mann, einen solchen gab's nimmer in ganz Europa, viel weniger in Schwaben! Der Wein machte ihn heldenmüthig, stark und groß! 's ist merkwürdig, was so ein Weinglas für Wunder wirkt! hast's noch nie g'spürt? — hm? aber das Nachspiel! gelt, das nimmt sich weniger gut aus!? Ja, ja der Sephtoni! im Wirthshaus war er „ein ganzer Kerle", da fluchte er, daß sogar die Russen erschrocken wären, und wenn er dann einspannte und der Geist

noch im Kopfe spuckte, da hieb er auf seine armen Gäule hinein und schrie und wetterte, daß ein Stein sich hätte erbarmen mögen.

So fuhr er auch einmal von Oben 'runter Trettnang zu; in Neukirch trinkt man „an guate Schoppe" und den hatte der Sephtoni sich auch schmecken lassen; singend und jodelnd stieg er auf und wollte gut fahren, damit er bald gen Tettnang käme, wo er im „Bären" immer die schönste Gesellschaft traf. Im Uebermuth aber peitschte er die Gäule, stieß sie mit dem Geiselkolben und machte sie ganz toll vor Fluchen und Jodeln: da wurden sie scheu, gingen durch, rannten in toller Hast den steilen Berg bei den „Scheeren" herunter und blieben endlich unten stehen, den längst zerschmetterten Wagen und den halbtodten Sephtoni nachziehend. Dem war nun der „Geist" schon lange vergangen; aber es war zu spät! und da lag er nun mit gebrochenem Fuß und ganz wund von dem langen Schleifen.

Er stöhnte und wimmerte erbärmlich, bis man ihm Hülfe brachte und seinen Beinbruch einrichtete. Lange Wochen mußte er nun auf dem Schmerzenlager liegen und noch dazu eine hitzige Krankheit durchmachen, in der ihn wilde Fieberphantasien verfolgten. Da war's ihm oft, als liege er noch auf der Landstraße und höre all die Geister der gemarterten Thiere, wie sie seufzten und stöhnten und den Undank der Menschen anklagten; wie dort ein armes Rößchen verendete unter der Faust eines rohen Burschen, der ihm noch zum Dank einen Fußtritt gab; dort ein mageres Kühlein todtmüde zusammenbrach, weil man ihm das nöthigste Futter entzog und es mit der Geisel zur Arbeit trieb!

Solche Bilder verfolgten sein Gehirn; und dann war's ihm wieder als sähe er ganze Schaaren böser Geister um sein Bett tanzen, sie hatten weiße Zettel in den Händen, darauf waren mit Blut all die wüsten Flüche verzeichnet, die er und seine Kameraden ausstießen, und die Teufel zeigten sie einander lachend und grinsend und waren vergnügt über der Menschen wilde Leidenschaft, die sie ihnen in die Hände lieferte!

Da lag dann der arme Sephtoni und fürchtete sich ganz entsetzlich vor seinen eigenen Phantasien. Die Zeit verging und die Krankheit verging auch; aber der Sephtoni war ein anderer Mensch geworden, als er wieder gesund war: er hatte beten gelernt; er schämte sich nicht mehr, in die Kirche zu

gehen und den Rosenkranz zu beten; besonderen Eindruck aber machte es stets auf ihn, so oft er die Worte betete:

„Geheiliget werde Dein Name!"

(Kath. Trösteinsamkeit.)

Die heilige Magdalena.

Maria Magdalena hatte in ihrer Jugend ein leichtfertiges Leben geführt. Da befreite sie der Heiland von den Teufeln ihrer Leidenschaft (Mark. 16. 9). Zum Danke dafür trat sie in die Gesellschaft frommer Frauenspersonen, welche dem Heilande folgten und ihm und den Aposteln und Jüngern dienten. So kniete sie auch am Kreuze zu den Füßen des sterbenden Erlösers, wohnte seinem Begräbniß im Garten des Joseph von Arimathäa bei und kam am Auferstehungsmorgen in aller Frühe, da es noch dunkel war, zum Grabe und sah, daß der Stein vor demselben weggeschoben war. Da lief sie eilends hin und erzählte es dem Simon Petrus und dem anderen Jünger, den Jesus lieb hatte: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe genommen, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gebracht haben." Da machten sich Petrus und der andere Jünger (Johannes) auf und eilten zum Grabe. Magdalena war den beiden Aposteln langsam nachgefolgt und näherte sich zum zweiten Male dem hl. Grabe: da erblickte sie die Engel. Sie sprachen zu ihr: „Weib, was weinst du?" Sie antwortete ihnen: „Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie Ihn hingelegt haben." Als sie dieses gesagt hatte, kehrte sie sich nach rückwärts und sah Jesum vor sich stehen, wußte jedoch nicht, daß Er es sei. Jesus aber sprach zu ihr: „Frau, warum weinst du und wen suchst du?" In der Meinung, daß Er der Gärtner sei, sprach sie zu Ihm: „Herr, hast du Ihn weggenommen, so sage mir, wo du Ihn hingelegt hast, damit ich Ihn erhebe." Es ist der Schmerz gränzenloser Liebe, in welchem Magdalena der ganzen Welt ihr Leid klagen und Jeden zur Theilnahme bringen möchte.

Jesus aber sprach zu ihr: „Maria!" Da wandte sie sich zu ihm und sprach: „Rabbuni!", d. h. mein Meister! Sie fiel Ihm aber zu Füßen, um seine Kniee zu küssen, was bei den Morgenländern und Griechen das Zeichen der höchsten Ehrerbietung und Unterwürfigkeit war. Jesus aber sprach zu ihr: „Rühre mich nicht an; denn noch bin ich nicht aufgefahren zu meinem Vater; aber gehe hin zu meinen Brüdern



und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott."

Ueber das spätere Leben der hl. Magdalena erzählt die älteste Legende Folgendes: Maria Magdalena, deren Verlangen

darauf gerichtet war, himmlischen Betrachtungen obzuliegen, begab sich auf Geheiß des Herrn in eine von Felsen umstarrte Einöde im südlichen Frankreich an einer Stätte, welche ihr von der Engel Hand bereitet war. Sie blieb daselbst dreißig Jahre, allen Menschen unbekannt, nur mit himmlischer Nahrung gespeist und damit beschäftigt, zum Herrn zu beten und den Heiland zu preisen. Die Höhle, worin sie lebte, lag an der Seite eines steilen Berges; es war daselbst weder ein Tropfen Wassers noch ein Hälmchen Grases zu finden, als wollte der Herr schon hiedurch zu erkennen geben, daß seine geliebte Freundin nicht auf irdische Nahrung zu rechnen habe, sondern auf die himmlische Speise verwiesen sei. Während sie in dieser Einöde weilte, ward sie sieben Male täglich auf den Händen der Engel gen Himmel erhoben und vernahm mit ihren leiblichen Ohren die Gesänge der himmlischen Heerschaaren. Nach dem Verlaufe von dreißig Jahren ward Magdalena von den Engeln in eine benachbarte Stadt getragen. Sie empfing hier das Abendmahl aus den Händen des hl. Maximin und starb bald darauf.

Die Heiligthümer in Aachen

werden wie alle sieben Jahre, so auch heuer wieder im Laufe des Monats Juli zur Verehrung öffentlich ausgestellt. Man versteht darunter eine bedeutende Anzahl von Reliquien des Heilands, der Mutter Gottes und verschiedener Heiligen; sie werden in die größeren und kleineren Reliquien eingetheilt. Die sogenannten größeren sind: Ein blutgetränktes Lendentuch Christi, Windeln des Heilands, ein Kleid Maria's und das Leichentuch Johannes des Täufers, und diese vier sind es eigentlich, welche nur alle sieben Jahre öffentlich ausgestellt werden, während man die anderen zu jeder Zeit in der Sakristei des Münsters sehen kann. Zu den kleineren gehören Reliquien vom hl. Kreuze, von dem Schwamme, womit dem Heiland am Kreuze der Myrrhentrank gereicht wurde, von den Stricken, womit Er gebunden war, von den Nägeln der Kreuzigung, von der Dornenkrone und dem Schilfrohre, von der Kreuzes-Inschrift, vom Grabtuch, von einem Gürtel des Heilands, von den Haaren und dem Leibgürtel der Mutter Gottes, von den Ketten des hl. Petrus, endlich Reliquien von den hl. Aposteln Thomas, Bartholomäus und Jakobus dem Jüngeren,

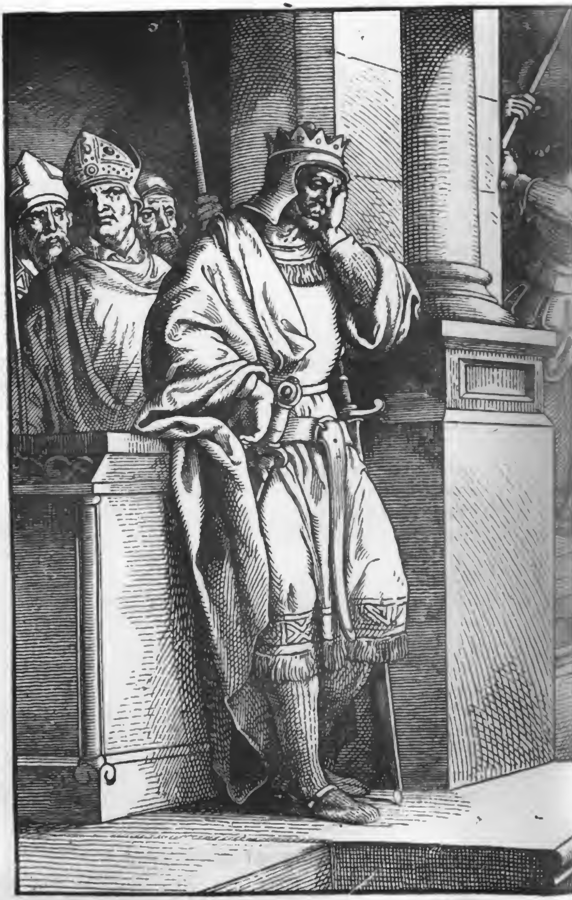
vom hl. Zacharias, dem Vaters des Täufer, vom hl. Greise Simeon, vom hl. Leopardus, von den hl. Bischöfen Speus und Nikolaus, Haare des hl. Johannes des Täufers, eine Rippe des hl. Stephanus, das Haupt des hl. Anastasius, ein Zahn der hl. Katharina und das Jagdhorn Karls des Großen.

Eine ziemliche Anzahl dieser Heiligthümer wurde von Kaiser Karl dem Großen nach Aachen gebracht, der ja dort das herrliche Münster erbaute; andere waren schon vor ihm dort. Im 12. Jahrhundert wurden die Heiligthümer jährlich am Quatember-Mittwoch nach Pfingsten gezeigt; später zeigte man sie seltener, und es bildeten sich allmälig die Heiligthumsfahrten aus, große und kleine Pilgerzüge, die auch aus den entlegensten Ländern kamen. Zur Aufnahme dieser Züge trafen nicht blos Aachen, sondern auch andere Städte große Vorkehrungen. In Hildesheim z. B. wurde auf dem Markte ein großer Tannenbaum aufgepflanzt, mit Silberflitter behangen und an seiner Spitze mit dem Bilde einer Jungfrau geziert. Auch malte man an die Eckhäuser der Straßen zwei Hände, von denen die eine nach Westen, die andere nach Süden wies; darnach richteten sich die Pilger.

Seit der französischen Revolution wird die Wallfahrt nach Aachen hauptsächlich nur mehr vom Volke der Rheinlande unternommen. „Wenn“, sagt Professor Floß am Schlusse seines Werkes über die Heiligthümer in Aachen, „die frommen Waller mit lautem Gebet und Liederklang durch unsere Städte und Dörfer ziehen, oder Tausende und aber Tausende zur Galerie des Münsters hinaufblicken, von wo die großen Heiligthümer gezeigt werden, wenn die Hörner wie vor Alters erschallen und die Psalmentöne zauberisch herniederklingen, der Herold mit lauter Stimme die Reliquien ankündigt und der Prälat des Stiftes die Zeigung vornimmt, während das Volk auf den Knieen reuig an seine Brust klopft und den Segen empfängt: so kann man sich eines freudigen, wohlthuenden Gefühles nicht erwehren, daß in dieser herz- und liebeleeren Zeit unserm rheinischen Volke mit der Anhänglichkeit an seinen angestammten katholischen Glauben auch dieses Volksfest wenigstens seinem Wesen nach unverkümmert geblieben ist.“

Wiprecht von Groitzsch.

Die Geschichte führt uns viele Beispiele von großem Muthe und gewaltiger Körperstärke mancher Menschen vor;





noch mehrere gehen im Munde des Volkes um. Männern, die durch Tapferkeit und Treue sich ausgezeichnet haben, schreibt die Volkssage gerne auch eine ungewöhnliche Leibeskraft und Leibesgröße zu, und ein solcher Mann ist auch der, welchen das vorstehende Bild uns zeigt.

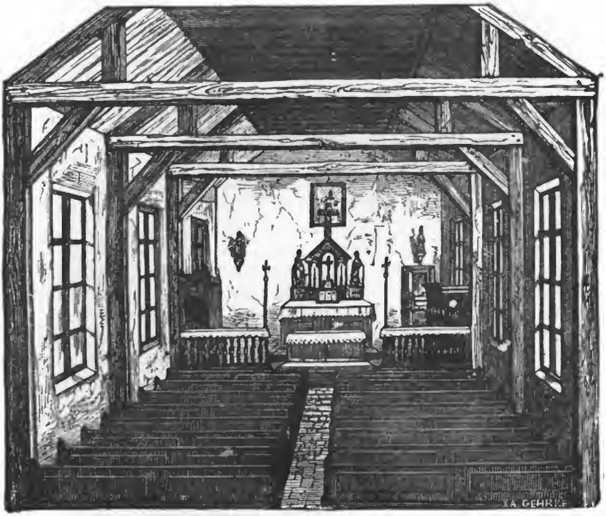
Wiprecht lebte in der zweiten Hälfte des eilften und im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts im Thüringer Lande und hauste auf der Burg Groitzsch. Er war aber nicht viel zu Hause, sondern begleitete den Kaiser Heinrich IV. auf seinen Feldzügen.

Im Jahre 1081, als Wiprecht mit dem Kaiser in Verona war, hörte dieser von andern Rittern mit großem Lob den Heldenmuth und die Stärke des Grafen Wiprecht rühmen. Der Kaiser war gerade übler Laune und wurde über dieses Rühmen ärgerlich, und wie er denn ein eigenwilliger, trotziger Mann war, ließ er sich einfallen, den Muth und die Stärke des Grafen auf eine recht schwere Probe zu stellen. Er ließ Wiprecht zu sich in die Burg berufen, nachdem man in deren Vorhof, durch den jener gehen mußte, einen großen Löwen eingesperrt hatte. Als nun der Ritter allein, nur mit seinem Schwerte bewaffnet, in den Vorhof trat, begegnete er dem wilden Thiere, das sich ihm mit furchtbarem Gebrüll in den Weg stellte. Der tapfere Mann aber ließ sich dadurch nicht anfechten, sondern warf der Bestie, als sie sich zum Sprunge anschickte, rasch den Mantel über, drückte sie zu Boden und bearbeitete ihren Schädel dermaßen mit den Fäusten, daß sie den Schweif zwischen die Beine nahm und die Flucht ergriff. Der Kaiser, der mit seinem Gefolge dem kurzen Kampfe zusah, erkannte nun wohl, daß sein Ritter wirklich so muthig und stark sei, als man von ihm gerühmt hatte.

Graf Wiprecht hatte die Begegnung mit dem Löwen zuerst für einen Zufall gehalten; als er aber erfuhr, daß der Kaiser sie aus muthwilliger Laune veranlaßt habe, wurde er recht böse und ließ sich erst durch vieles Zureden bewegen, mit seinem Gebieter sich wieder zu versöhnen. Er bewies ihm auch nach der Hand die alte Treue; ja, es fügte sich sogar in späteren Jahren, daß Heinrich IV. den treuen Ritter um Schutz gegen seinen bösen Sohn, den nachmaligen Kaiser Heinrich V., bitten mußte.

Gegen das Ende seines Lebens trat Wiprecht als Mönch in das Kloster zu Pegau, das er gestiftet hatte, und starb daselbst im Jahre 1124.

Groß-Oschersleben.



Vorstehende Abbildung zeigt uns das Zimmer des Kirchleins zu Groß-Oschersleben in der preußischen Provinz Sachsen, das (wie die lieben Leser des St. Josephsblattes aus Nr. 11 vom vorigen Jahrgang noch wissen werden) ursprünglich nur als Nothbehelf gebaut wurde. Das vorhandene Gebäude, von Fachwerk in Tannenholz ausgeführt, von außen eher einem kleinen Eisenbahnschuppen und von innen eher einer Scheune als einem Gotteshause ähnlich, gewährt durch die rohen Trägerbalken von 12—13 Fuß Höhe mit dem sich darüber erhebenden freigelassenen Bretterdach, sowie durch den mit Ziegelsteinen belegten Fußboden einen gar traurigen Anblick! — Die Fenster an demselben, in Nichts von einem gewöhnlichen Wohnhause sich unterscheidend, müssen an Sonn- und Feiertagen geöffnet werden, um den vielen Kirchenbesuchern, die, nachdem sie oft Stunden Weges gegangen sind, wegen Mangel an Raum im Innern keinen Platz mehr finden, wenig-

stens Gelegenheit zu bieten, unter freiem Himmel bei Wind und Wetter dem Gottesdienste beiwohnen zu können.

Die im Hintergrunde befindliche Wand ist stellenweise durch einen in derselben eingemauerten Schornstein der anstoßenden Knabenschule derart beschädigt, daß man nur die häßlichsten Spuren von Feuchtigkeit und Schmutz erblickt. Ein in der Mitte hängendes altes und werthloses Oelgemälde dient zur Verzierung des darunter angebrachten Altars, bestehend aus einem kleinen und ärmlichen Tabernakel, der hier unsern göttlichen Heiland im heiligsten Sacramente birgt. Rechts die Kanzel, links der Beichtstuhl. Das Ganze macht den Eindruck der bescheidensten Armuth, die sich hier ein nothdürftiges Plätzchen geschaffen, um mehr als 1250 Seelen (darunter 230 Schulkinder), meistens eingewanderten Handwerkern, Taglöhnern und Fabrikarbeitern einen Zufluchtsort für ihre religiösen Bedürfnisse zu gewähren. — Allein einer so zahlreichen und stets im Wachsen begriffenen Gemeinde thut wahrlich mehr noth, als eben Dach und Fach einer Nothkirche! Der sie rings umgebende Protestantismus drückt ohnehin schon jede Glaubensfreudigkeit und Begeisterung nieder; man fühlt zu sehr diese eisige Kälte, die alle Regionen durchzieht, im öffentlichen Leben Alles, Alles protestantisch; das katholische Leben flüchtet sich in seinen letzten Zufluchtsort, in die Kirche, und wenn nun auch die Kirche für Herz und Auge nichts bietet, wenn überall die Zurücksetzung sich kundgibt, die in dortiger Gegend der Katholik ohnehin genug empfindet, das ist doch gar zu traurig und ein bitteres, niederdrückendes Gefühl! Der Katholik in protestantischer Gegend hat es wahrlich nöthig, daß sein Gotteshaus ihn anziehe, belebe und erbaue und durch einige Würde ihn hebe und aufrichten helfe!

Helfet darum, katholische Glaubensbrüder, Bausteine beitragen! Als Aufmunterung zur Theilnahme diene: 6200 Thaler sind zusammen. 12,000 Thaler mindestens wird der Bau kosten. Es soll und muß gebaut werden. Gibt jeder Leser nur einen Stein, welche Masse und welch' herrlicher Tempel! So lange derselbe steht, wird für die Wohlthäter gebetet und hl. Messen gelesen werden. Laßt Euch rühren! Wer Viel hat, gebe Viel, wer Wenig, gebe von dem Wenigen Etwas. Alles ist gut angebracht! Wie segenbringend ist nicht das Scherflein der Wittwe? Wie reichlich wird nicht Alles wieder belohnt werden! Darum: „Gib dem Allerhöchsten nach der Gabe, die er dir gegeben!"

Geld auf der Straße.

In Paris wie in andern großen Städten hatte man bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts keine andere Straßenbeleuchtung als die Lämpchen und Kerzen, die vor den Muttergottesbildern an den Häusern, und die Pechfackeln, welche an den Thoren der Paläste vornehmer Herren brannten. Erst am Ende der Regierung Ludwig XIV. fing man an, in Zwischenräumen Laternen auf den Straßen anzuzünden, und aus dieser Zeit stammt die Zunft der Laternenanzünder. Ihre Beschäftigung bestand darin, Morgens die Laternen zu putzen und mit Oel zu versehen und Abends sie anzuzünden.



Im Jahre 1847 wurde die Gasbeleuchtung, die man in Paris schon seit 1833 in den Theatern und Vergnügungslokalen hatte, auch auf den Straßen allgemein; die vormaligen Laternenanzünder verloren aber dadurch keineswegs ihr Brod, sondern sie traten in die Dienste der Gasbeleuchtungs-Compagnie und bekamen nun ein hübscheres, reinlicheres Aussehen.

Recept für Trinker.

In den ersten Jahren meiner Wirksamkeit als Pfarrer zu St. J. sah ich häufig einen höchst widerlich aufgedunsenen, rothnasigen, zerlumpten Bummler herumsudeln, der nicht selten seine Studien im Koth machte und das Schimpfen und Höhnen der Straßenjugend mit Fuselwitzen zu erwidern sich abmüdete. So lange er erst halb oder dreiviertel besoffen war, zeigte er noch immer mehr oder weniger Empfänglichkeit für wohlgemeinte Zurechtweisung und gab dann mitunter auch gute Versprechen, die er mit einem herzhaften Fluche zu bekräftigen pflegte. Ja, einige Male kam er auch drei, vier bis fünf Tage nacheinander in nüchternem Zustande, um zu zeigen, wie er recht wohl wisse, was er versprochen, und wie es ihm damit auch Ernst gewesen. Allein immer wurde dann wieder die Trunksucht Meister über seinen halbguten Willen, und so blieb er der alte Bummler.

Nach einer Reihe von Jahren zog er in ein anderes Stadtviertel und wurde nicht ungern in der St. J.-Pfarre vermißt. Vier bis fünf Jahre vernahm ich nichts mehr von ihm. Eines Abends meldete sich ein anständiger Mann, der mich dringend zu sprechen begehrte. In's Zimmer eingetreten, grüßte er bescheiden, aber wie ein alter Bekannter. Als er merkte, daß ich mich seiner nicht erinnerte, fragte er einfach, ob ich denn in ihm den ehemaligen Söffer J. nicht wiedererkenne. Ich hatte Mühe, zu dieser Wiedererkennung zu gelangen, so sehr war er äußerlich und innerlich ein ganz anderer, besserer Mensch geworden. Nun bat ich ihn, sich zu mir zu setzen und mir die Geschichte seiner Umwandlung zu erzählen. Er that dieses mit einer offenen Treuherzigkeit, die jedem seiner Worte das unverkennbare Gepräge der Wahrheit aufdrückte.

Ich will versuchen, das Wesentliche seiner Mittheilung, wie es mir nach zwanzig Jahren noch im Gedächtniß geblie-

ben, möglichst kurz und treu zu berichten. Er begann mit den Worten:

„Sie wissen, ich war ein Unmensch im Saufen geworden. Im ganz oder halb nüchternen Zustande war ich mir selbst ein Scheusal und so verhaßt, daß ich unzählige Male dem Branntwein abschwur, aber dann doch immer bei nächster Gelegenheit rückfällig wurde. Vor fünf Jahren hörte ich, nur ein wenig angerauscht, in hiesiger Kirche eine Predigt über die Trunkenheit und deren Folgen, und faßte den Vorsatz, mich darnach zu bessern und sollte es das Leben kosten. Nach dem Gottesdienste ging ich gleich zur Beichte. Die Lossprechung erwartete und erhielt ich natürlich noch nicht, wohl aber eine liebreiche Zurechtweisung, und ich gelobte, die Wirthshäuser und Branntweinbuden gänzlich zu meiden u. s. w. Heimgekehrt, sagte ich meiner braven Frau, was mit mir vorgegangen, und bat sie aufrichtig und inständig, sich fortan durch meine Zureden, Drohungen, ja selbst durch Mißhandlungen niemals mehr bewegen zu lassen, mir Branntwein in's Haus zu bringen. Sie versprach das und hat Wort gehalten! Um mir die Erfüllung meines guten Vorsatzes zu erleichtern, mußte ich vor Allem aus der Nähe meiner bisherigen Saufbrüder hinwegkommen und darum verzogen wir aus dieser in die St. P.-Pfarre. Da begann ich, ordentlich zu arbeiten, verdiente bald Geld genug zu einer guten Nahrung und anständiger Kleidung und wurde mit meiner guten Frau in wenigen Wochen so glücklich, wie ich es nie geahnt, nie zu hoffen gewagt hatte. Die Versuchungen, mal wieder nur ein Bischen Branntwein zu trinken, blieben nicht aus; aber die Erinnerung an mein früheres Schandleben, an meine guten Vorsätze, sowie an die Mahnungen des Beichtvaters und die Bitten meiner Frau erwachte dann jedesmal in mir mit Siegeskraft, und ich trank einige Gläser — Wasser, bis die Branntweinlust gelöscht war. So hatte ich drei volle Monate glücklich verlebt, als ich eines Tages auf einem Geschäftsgange auf der P.. in der Nähe eines Wirthshauses von der allerheftigsten Lust nach einem Schnäppschen befallen wurde. In hartem Kampfe mit meiner bösen Neigung hatte ich die Schritte fast unbewußt schon zum Wirthshause hingerichtet, als ich gerade gegenüber den Springbrunnen laufen hörte und gleichzeitig in meinem Gewissen die rettende Engelstimme vernahm: „Gehe nicht zum Wirthshause, sondern zum Brunnen und stille deine Trinklust mit — Wasser." Gedacht, gethan; als der Magen voll Wasser

war, war der Branntweindurst gelöscht. Von dieser Stunde an wußte ich erst recht das Mittel, die Lust zum Branntwein völlig zu ersticken, und habe dasselbe seither allemal mit dem besten Erfolge angewandt, bis ich so weit kam, sie gar nicht mehr zu verspüren. In meine Wohnung kamen keine berauschenden Getränke, und jedesmal, bevor ich ausging, trank ich Wasser oder Kaffee oder später auch Milch zur vollen Genüge, und wenn mir auf dem Wege oder in einem fremden Hause die Lust zum Trinken ankam, nahm ich wieder — Wasser u. s. w. Seit mehr als drei Jahren habe ich nun ebenso viel Widersinn gegen, als früher Lust für alle Arten von berauschenden Flüssigkeiten, und so bin ich nun mit meiner guten Frau in diese Pfarre zurückgekehrt in der Hoffnung, das hier früher gegebene Aergerniß möglichst wieder gut zu machen."

Wirklich hat er's gut gemacht durch andauernde Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Anständigkeit, Wohlthätigkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit. Wenige Monate nach seiner braven Frau ist er vor etwa zwei Jahren im Herrn entschlafen. Er ruhe im Frieden! Amen. Gott gebe ihm unter den Trinkern viele Nachahmer! (Aachener Sonntagsbl.)

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 451 fl. 29 kr. — Für die Katholiken in der Diaspora, deren Noth größer ist als die unsrige, dieses kleine Flecklein Papier = 10 fl.

Für die Mission Groß-Oschersleben.

Uebertrag 2 fl. — Von M. C. in St. (10 Sgr.) 35 kr. — Von B. P. (15 Sgr.) 52 kr. 2 Pf. — Von A. M. in K. (5 Sgr.) 17 kr. 2 Pf.

Red.: Dr. Lang. — Expedition f. d. Buchhandel u. f. auswärts Promenadepl. 6/3, f. d. hies. Abonnenten Frauenplatz 10.
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 8. August 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Frevelmuth und Gottesgericht.

In einer schon seit langen Jahren sehr gewerbereichen Gegend unserer Provinz, worin wir als Kinder uns mehrere Jahre aufhielten, und zwar in M., dem Hauptorte, waren durch glückliche Spekulationen und günstige Zeitumstände mehrere bis dahin kaum bemittelte Familien zu bedeutendem Vermögen gekommen. Die älteren Leute in diesen Familien, die seither nicht allein im Rufe der strengsten Rechtschaffenheit und ehrlicher Thätigkeit, sondern auch einer aufrichtigen Frömmigkeit gestanden, obschon die meisten nicht zur katholischen Kirche gehörten, blieben in leidlich alter, herkömmlicher Gewohnheit, obschon auch sie an christlicher Menschenliebe nicht sonderlich zugenommen hatten. Auch könnte man nicht sagen, daß sie irgendwie frömmer durch den Reichthum geworden, meint doch der reich werdende Mensch gar zu gern, er verdanke sich selbst Alles und dem lieben Gott möglichst wenig oder auch nichts.

Was aber bei den Alten nicht so arg auffiel, das trat bei den jüngern Mitgliedern dieser Familien viel greller an den Tag. Namentlich waren es die erwachsenen Söhne dreier Häuser, deren Geschäfte sich allerdings nach allen Welttheilen auszubreiten anfingen, welche den Reichthum in einer Weise zu genießen begannen, wie es mit christlicher Sitte und Zucht sich nicht mehr reimen ließ. Die armen Leute meinten auch, weil sie Geld und zwar sehr viel Geld hätten, brauchten sie nach Sitte und Zucht nichts zu fragen, hätten sie nicht mehr nöthig in die Kirche zu gehen und Gott zu verehren, wie andere einfache Christenleute. Sie blieben immer mehr aus der Kirche und ersannen immer neue und stets pikantere Unterhaltung dafür, trieben sich Sonntags auf der Jagd herum und feierten oft halbe Nächte durch sehr kostspielige und recht tolle Gelage. Man mochte meinen, weil man viel Geld habe, dürfe man auch viel darauf gehen lassen, was richtig sein mag, wenn das Geld dabei christlich verwendet wird. Namentlich war ein Brüderpaar darunter, die man seit jeher als die Anführer zu allerlei Kurzweil, die meist ausartete, ansah; Leute, tüchtig im Geschäft, gescheidt in allen weltlichen Dingen, keck und übermüthig im Verkehr mit aller Welt, mehr aus toller Lust als aus Bosheit — im Anfang, denn der Uebermuth hat im Anfange gern ein schalkhaftes Gesicht und sucht seinen Spott als harmlosen Witz zu verkaufen. Nur hintenach kehrt er seine wilde Art hervor und wird dann frech und rücksichtslos gegen Gott und Menschen. Dieses Brüderpaar rottete, wie gesagt, die Anderen gern zusammen und ersann dann gern immer neue und andere Arten von Vergnügen und Späßen. Man erzählte sich das tollste Zeug von den Zusammenkünften und noch schlimmere Dinge deutete man nur unter der Hand an. Die vom Reichthum gefütterte, übermüthig gewordene, endlich frevelmüthige Lust sollte ein entsetzliches Ende finden.

An einem Winterabend hatten die genannten Brüder ihre Genossen zu einem besonders reichlichen Abendessen eingeladen, das zu Ehren des Einen, dessen Geburtstag gerade gewesen, noch nachträglich sollte verzehrt werden. Am folgenden Tage war ein sehr bekannter katholischer Feiertag, weshalb man einige Mühe gehabt, ein anderes katholisches Mitglied der Gesellschaft beim Abendfeste erscheinen zu machen. Man setzte sich zu guter Zeit zu Tische, aß und trank reichlich, und die Späße und Spöttereien arteten bald in herkömmlicher Weise aus, daß man sie bei Leuten von der Gasse höchst unanstän-

dig und sogar polizeiwidrig würde gefunden haben. So trieb man's bis gegen Mitternacht, wo der anwesende Katholik doch Anstalten machen wollte, nach Hause zu gehen. Das wurde unter keiner Bedingung zugegeben, sondern die Champagnergläser auf's Neue gefüllt und die wüsten Köpfe um so ärger erhitzt. Anfangs neckte man den Katholiken, er werde wohl vom Feste gleich fort zur Kirche gehen wollen, was dazu diente, denselben zunächst aus Furcht, für fromm zu gelten, beim Gelage zu halten, dann aber die Aufmerksamkeit auf die Religion überhaupt zu leiten, die nun Gegenstand recht frivoler Unterhaltung wurde. Nach einer Reihe sehr ordinärer Späße über „Pfaffen" und „dummes Volk" stimmte Einer eine gotteslästerliche Litanei an, auf welche die Uebrigen im Chor antworteten. Als man damit zu Ende war, erhob sich der Aelteste der beiden Gebrüder, die das Fest veranstaltet hatten, warf sich ein paar Tücher um, holte aus dem Nebenzimmer ein großes Geschäftsbuch und legte es auf den Tisch, setzte ein Champagnerglas vor sich hin und schob einen harten Thaler davor, reichte dann seinem Bruder die Tischglocke, damit er ihn bediene, und begann unter dem wiehernden Gelächter der ganzen Gesellschaft, in das trotz dem benebelnden Weindunst der Katholik nicht einstimmen mochte, das dem katholischen Christen über Alles in der Welt heilige Opfer der Messe in empörendem Frevelsinne nachzuäffen. Was auch der Katholik protestiren mochte, die anderen überschrieen ihn in ihrer ausgelassenen Heiterkeit. Als aber endlich der Hauptspötter das Champagnerglas ergriff, den Thaler darüber hielt und beides in die Höhe hob, der dienende Bruder schrecklichen Lärm mit der Tischglocke vollführte, sprang das Glas in den Händen des Einen von Oben mitten durch, hinterrücks schlug der frevelnde Spötter, wie vom Blitz getroffen, zur Erde, während der dienende Bruder unter schrecklichen Zuckungen am Boden sich wälzte, und der Schaum ihm aus dem Munde trat. Die ganze Gesellschaft fuhr entsetzt auf, der Eine stürzte nach der Thür, der Andere griff sich in die Haare, die anderen Tags schneeweiß waren und blieben, wieder Andere wollten den Niedergestürzten zu Hilfe kommen, fanden den Hauptfrevler todt, den Anderen in einem solchen Zustande rasenden Wahnsinns, daß man Hilfe herbeiholen, ihn binden und einsperren mußte. Noch in derselben Nacht wurden alle Aerzte in der Runde aufgeboten, aber der Todte blieb todt, da keine menschliche Kunst Herr über Leben und Tod ist. Der

Wahnsinnige blieb noch mehrere Monate tobsüchtig, dann gelang es einem frommen Arzte, ihn wenigstens in so weit zu heilen, daß man ihn aus der Zwangsjacke erlösen konnte. Doch blieb er zeitlebens schwachsinnig und hilflos wie ein Kind. So haben wir ihn daheim alle gekannt, noch viele Jahre nachher; wie auch alle Welt wußte, warum Herr N. an beiden Seiten des Kopfes schneeweiße Haarbüschel besaß, die zu dem spätern Grau seiner übrigen Haare nicht paßten. Der Anwesenden Einer hat bei unseren Eltern später den ganzen Hergang der Geschichte erzählt, obwohl sie Anfangs im Publikum auf ganz andere Weise herumgetragen wurde, und namentlich die betroffene Familie sich alle Mühe zu geben suchte, den begangenen entsetzlichen Frevel zu vertuschen.

Daß die Gelage aufhörten, versteht sich von selbst. Aber daß in den Herzen der übrigen Theilnehmenden sich sofort eine besondere Umkehr zum Bessern gezeigt habe, kann ich auch nicht gerade berichten. Furcht empfinden vor der strafenden und rächenden Hand des Richters, ist noch nicht Bekehrung. Frevelhafte Spötter bekehren sich höchst selten. Nur der Eine, der unsern Eltern damals den Hergang mittheilte, wurde mit Gottes Hilfe wieder ein aufrichtiger Christ.

So leitet das Reichwerden gern zum Uebermuth; so führt der Uebermuth zur Ausgelassenheit, diese gebiert den Frevel, und der Frevel ruft die Rache des Richters heraus. Wär's nicht besser gewesen, die Leute wären im bescheidenen Mittelstande geblieben und dadurch bei guter Zucht und Sitte gehalten worden, als daß sie mit ihrem Reichthum und mittelbar durch ihn in die Hände des gerechten Gottes fielen?

(Kath. Wahrheitsfr.)

Das steinerne Kreuz.

Von Josef Seiler.

Winnweiler ist ein wackres Städtchen im Rheinischen Baierland. Von sanftansteigenden Hügeln rings umgeben liegt es ruhig und freundlich im stromdurchzogenen Thale. Nur an einer Seite recken sich die Höhen zu steilzackigen Zinnen empor. Auf der höchsten Spitze steht ein mächtiges Steinkreuz, aus Granit gehauen. Moos und Epheu und wilde Rosen umranken es und wehren den wilden Wettern, die da oben vorüberziehen. Aber der freundliche Schutz ist doch nicht

stark genug gewesen gegen die Gewalt des Sturmes und der Jahre. Das Kreuzbild ist bereits halb verwittert. Grau und ernst schaut es in die Tiefen herab — wer weiß wie lange noch? Ein Sturm der Nacht kann es brechen und niederstürzen — heut' oder morgen.



Von dem Kreuz bei Winnweiler erzählt das Volk diese Legende:

Ein frommer Rittersmann kehrte aus Palästina zurück in die rheinische Heimat. Viele Jahre hatte er unter der

Fahne des Kreuzes gestritten — er war alt und grau geworden im fernen Morgenlande. Nun wollte er sterben — aber sterben in der Heimat, an des Rheines glückselig blühenden Ufern. Deshalb kam er hergeritten.

Manchen Tag lang mocht' er so geritten, manche Nacht gerastet haben, und es deuchte ihm, als könne er nicht mehr fern vom heimischen Gelände sein, als müsse die Burg seiner Väter ihm bald, recht bald, von der Bergwand entgegenleuchten. Aber er ritt und ritt — und die Gegend ward ihm eher fremder als bekannter. War er schon über die Heimat hinaus — hatte er sich ganz und gar verirrt? Es konnte leicht sein; hatte er doch den lieben alten Rhein in mehr als dreißig Jahren nicht gesehen. In dreißig Jahren vergißt und verlernt sich vieles.

Einmal, gegen Abend schon, fand er sich von einem ihm völlig unbekannten Gewälde rings umgeben. Nirgend ein Ausweg, nirgend auch nur die Spur eines Saumpfades. „Wo ich jetzt stehe", dachte der Rittersmann, „mag noch nie eines Menschen Fuß gestanden sein. Wenn Gott und die heilige Jungfrau mir nicht helfen, bin ich verloren." Und er kniete nieder und betete zum Allmächtigen und zu unsrer lieben Frau um Rettung. Darauf bestieg er sein Rößlein wieder, ließ ihm aber den Zügel fahren, da er ja selbst nicht wußte, nach welcher Seite er es antreiben sollte. Das Thier, das der Ritter bislang am Zaum nachgeführt hatte, schritt jetzt muthig fürder, als sei ihm ein Weg durch das verworrene Gehölz bewußt, und als seien seine ermatteten Kräfte wunderbar gestärkt.

Endlich, als es schon ganz Nacht geworden, stand das Rößlein plötzlich still. Weder durch Drohungen, Sporen und Schläge, noch durch die freundlichsten Liebkosungen war das Thier weiter zu bringen. Es bäumte sich schäumend hoch auf — aber ging nicht von der Stelle. Der Ritter mußte sich entschließen, an dieser unwirthlichen Stelle über Nacht zu bleiben.

Als er am andern Morgen erwachte, entsetzte er sich heftig: dicht vor ihm gähnte ein tiefer Abgrund. Die Felsplatte, auf der er stand, fiel jäh hinab, viele hundert Klafter tief bis zu den Fluthen des Rheins. Ja, der Rhein war es, der da unten vorüberzog, funkelnd im ersten Strahl des Morgenlichts. Und die Blumen an seinem Ufer dufteten Wonne der Heimat zu dem erstaunten Ritter empor, der in

seltsamer Verblendung die eigenen Wälder nicht wieder erkannt hatte. Und jenseits des Thales, von grünenden Hügeln herüber, leuchtete und glitzerte es im Morgensonnenschein — das waren die Dächer seiner Burg. Und vom Thurm seiner Schloßkapelle begannen die Morgenglocken feierlich zu läuten und die Menschen wach zu rufen zum Ave Maria. Da betete der Ritter auch und dankte Gott und den Heiligen für seine Rettung aus drohender Todesgefahr.

Sobald er aber wieder in Frieden daheim war, ließ er den Wald auf der Felswand lichten und ein mächtiges Kreuz oben auf der Platte erhöhen zur Warnung wie zum Wahrzeichen seiner wunderbarlichen Errettung.

Das ist die Sage vom steinernen Kreuze zu Winnweiler, wie sie das Volk erzählt und glaubt.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Der 10. August ist einer der denkwürdigsten Tage in der deutschen Geschichte, denn an diesem Tage des Jahres 956 hat Kaiser Otto I. die Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg geschlagen. Dieses wilde, heidnische Volk war seit mehr als einem halben Jahrhundert sehr oft in die deutschen Länder eingefallen und hatte namentlich Bayern und Schwaben oft arg verheert. So war es auch im Jahr 956. Hunderttausend Mann stark sollen sie damals in Bayern eingebrochen sein und geprahlt haben, daß sie nichts auf der Welt fürchteten, als wenn der Himmel einstürze oder die Erde sie verschlinge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der hl. Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund Otto's. Augsburg war damals stark bevölkert aber schwach befestigt; gleichwohl beschloß Ulrich die Stadt zu vertheidigen. Als die Ungarn heranrückten, machte er mit den tapfersten seiner Ritter einen Ausfall. Mitten durch das Schlachtgetümmel ritt er im bischöflichen Ornate ohne Helm und Panzer, dennoch widerfuhr ihm nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit kämpften die Seinigen und schlugen die Feinde zurück. Die folgende Nacht brachten er und die Frauen und Greise im Gebete, die Männer mit der Ausbesserung der Mauern zu,



da man einen neuen Angriff der Heiden zu befürchten hatte. Morgens dann spendete Ulrich den Streitern die hl. Communion. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne griffen die Ungarn die Stadt von allen Seiten an, kehrten aber bald wieder um, als sie hörten, daß König Otto mit einem großen Heere heranrücke.

Längere Zeit hatte Otto den Entscheidungskampf hinausgeschoben, weil er sein Heer gegen die Uebermacht der Feinde immer noch zu schwach fand. Es bekam aber mit jedem Tag Verstärkung, und den Seinigen wuchs, je mehr ihrer wurden, der Muth und die Kampfslust. Nun ließ er einen Bußtag verkündigen, um Gottes Beistand zu erflehen, und für den folgenden Tag Alles zum Kampfe rüsten.

Als es am 10. August, am Tage des hl. Laurentius, Morgens dämmerte, wohnte das deutsche Heer dem Gottesdienste bei. Dann stellten sich beide Heere zur Schlacht auf. Der König warf sich auf die Kniee und that unter Thränen das Gelübde, daß er, wenn Gott den Sieg ihm verleihe, in Merseburg zu Ehren des hl. Laurentius ein Bisthum errichten wolle; dann empfing er das allerheiligste Altarssakrament. Alle im Heere entsagten feierlich aller Feindschaft untereinander und gelobten einander Beistand in jeder Noth.

Ein Theil der Ungarn hatte das deutsche Heer umgangen und griff seinen Nachtrab an, wo das Gepäck war; Herzog Konrad von Franken schlug diesen Angriff ab. Dann begann erst die eigentliche Schlacht. König Otto erhob die Lanze des hl. Michael, die stets dem, der sie trug, den Sieg verschaffte. Er sprengte voran, das ganze Heer stürmte ihm nach, und sofort entspann sich der Kampf nach allen Seiten. Bald wichen die Ungarn und wurden entweder in den umliegenden Dörfern von den Bauern erschlagen oder ertranken im Lech. Mit dem Läuten der Abendglocken zog Otto in Augsburg ein.

Seitdem verging den Ungarn die Lust, in die deutschen Länder einzubrechen. Später gaben sie ihr wildes Leben auf und gründeten in dem fruchtbaren Ungarn ihren bleibenden Wohnsitz. Auch stand es kein Jahrhundert mehr an, bis die Boten des Evangeliums zu ihnen kamen und ihnen mit dem Lichte des Glaubens mildere Sitten brachten.

Armuth.

(Mitgetheilt von Chr. Wurst).

Aus dem schönen Tyrol, wo so viele Berge ihre jungfräulichen Häupter erheben und die Thäler ringsumher erschallen und widerhallen vor den lustigen Weisen der lebensfrohen Bergbewohner; aus Tyrol, in dessen lieblichen Dörfern so reichlich Kreuzbilder des Heilandes und Muttergottesbildes dem Wanderer sagen, daß auch dort Liebe und Leben ist, obgleich nicht das Glück rauchender Fabrikkamine und Soldatenkasernen im neuesten Maßstab und sechsstöckiger Gasthöfe und kostspieliger prächtiger Theater von „reinem Styl", — von dort will ich eine kleine Begebenheit erzählen, eine gar kurze Geschichte, in der wir jedoch mehr wahren Adel und Bildung des Herzens sehen mögen als in all den bändereichen Romanen, die als Lesefutter dienen den feinfühlenden Stadtmamsellen — nämlich von einer armen Wittwe.

Armuth? Ja Armuth ist auch dort! Und „Gott sei Dank, daß wir Arme haben!" so hörte man kürzlich im schönen Münster in Freiburg einen gar herzhaften Prediger ausrufen. Ja Armuth ist auch im schönen frommen Tyrol. Aber welche Armuth? Es ist die Armuth des Heilandes, still getragen aus Liebe zu Ihm! Ach wie so ganz anders stellt die Armuth sich dar im Gegensatz zu derjenigen unter den Fabrikleuten in den großen Industriestädten und da, wo sie nicht durch den christlich-religiösen Sinn, in dem sie getragen werden soll, verklärt erscheint! Aber gleichwohl ruft auch da jener Prediger aus: „Gott sei Dank, daß wir noch Arme haben!" Doch ich will ja nicht die Traurigkeit der Armuth beschreiben, sondern in einem schönen Zug ihre Schönheit darstellen.

Es war im Anfang dieses Jahrhunderts, und eben ein Krieg zu Ende gegangen. Weit umher sind zu sehen die traurigen Spuren in der Verwüstung und bitteren Noth, die er zurückgelassen. Es ist wohl der Friede abgeschlossen und in den Hauptstädten sind Festlichkeiten, glänzende Reden wurden gehalten in prächtig erleuchteten Häusern; aber sie wissen kein anderes Wort zu sagen von dem Kummer, der in den Hütten der im Kriege Gefallenen ist in diesen Tagen. — Da saßen denn auch auf der Staffel einer halbzerstörten Hütte in dem Thelle jenes Landes, von dem vorhin die Rede war — es war beiläufig in einem der schönsten Thäler, wo aber vor-

nehmlich der Krieg gehaust hatte — ein Häuflein kleiner und größerer Kinder. Drin in der Hütte wohnt ihre Mutter, die eben eine arme, blutarme Wittwe geworden, denn ihr Mann war im Krieg geblieben, und ihre Hütte drohte jeden Augenblick ihr über dem Haupte vollends zusammenzubrechen. Wie erfinderisch auch die christliche Mildthätigkeit und Barmherzigkeit in Ausübung ihrer Werke nun ist, so konnte doch nicht bei all so vielem Elend überall so bald als erwünschbar der bitteren Noth gesteuert werden.

So kam der ehrwürdige Pater B. an der Hütte der armen Wittwe vorüber, welcher eben in dieser Gegend die milden Beiträge einzusammeln im Begriffe war. Als er nun die Kinder da ihre Spiele treiben und voll Kinderunschuld und lachenden Auges — diese wissen noch nichts von Elend — ihm eben auch wieder, wie gewöhnlich ihre Hände entgegenstrecken sah, wollte er doch nicht weiter gehen, ohne ihnen eine kleine Freude zu machen und ließ ihnen etliche hübsche fromme Bildchen zurück. Er setzte dann seinen Weg wieder fort, ohne in die Hütte einzutreten, wohl wahrscheinlich bedenkend, daß diese Wittwe da drin selbst arm genug sei und er ja für die Armen sammle.

Da die Kinder gleich nach Empfang ihrer frommen Bildchen zu ihrer Mutter hineineilten und mit Freudengeschrei und kindlicher Ungeduld jedes zuerst das Seinige zeigen wollte, war es fast zu verwundern, daß die Mutter auch nicht die Spur einer Freude äußerte. Ja sie begann mit ihrer Schürze ihr Gesicht zu bedecken vor ihren Kindern. „So ist der Pater diesmal an uns vorübergegangen und ist doch sonst jedesmal bei uns eingetreten! O Gott! Bin ich auch arm, so arm bin ich ja doch nicht; ich habe ja einige Hühner und hätte ihm wohl etliche Eier mitgeben können!“ so sagte sie halblaut zu sich und brach in Thränen aus. Daß der ehrw. P. B. gerade jetzt sie übergangen hatte, das war ihr doppelt bitter aufs Herz gefallen.

Sie ließ indeß ihre erstaunten Kinder ihrer ungeschmälerten Freude über und hatte eben geschwind etwas zusammengerafft und die Stube verlassen und ihre Kinder sahen sie über die Maßen eilig ihre Schritte hinab nach B. wenden.

Mittlerweile war der ehrwürdige P. B. eben dort angekommen. Die Frau wußte wohl, daß er immer dorthin seinen Weg zu nehmen pflegte. Das erste Haus dort ist das Wirthshaus zum Anger; und es ist eben die Tageszeit, wo

die Bürger gesellig da zusammenzukommen pflegen zu einem Glase Bier oder Wein. Die Leute dort sind aber noch nicht soweit in der Aufklärung gekommen, daß sie in Krämpfe fallen, wenn sie einen geistlichen Ordensmann zu sehen bekommen. So wollten denn diese Wirthshausgäste den ehrw. Pater nicht vorbeigehen lassen, ohne daß er ein wenig hereintrat und ihnen „Bescheid that". Er wird also hereingerufen und es ging nicht anders, als daß er sich mußte einen Trunk kühlen Weins vorsetzen lassen. Freilich, die Leute wissen recht gut, wie vortrefflich sich mit einem solchen Ordensmann auskommen, ja daß sich zur Noth sogar ein recht gemüthlich Glas mit ihnen trinken läßt.

Kaum hatte sich nun unser Herr Pater an dem großen, mit allerlei eingeschnitzten Namen verzierten Tisch niedergesetzt, so trat zum Erstaunen Aller jene arme Wittwe ein und machte, nicht ohne große Bewegung, ihrem Kummer darüber Luft, daß man sie für gar so arm gehalten habe, daß der Herr Pater nur so an ihr vorübergegangen sei. Dem Pater aber stand eine große Thräne im Auge, und er nahm das Scherflein der armen Wittwe mit dem stillen Gebete an, daß Gott es ihr tausendfach vergelte. Die Frau aber stahl sich sachte wieder zur Thür hinaus und eilte strahlenden Auges zu ihren Kindern zurück.

Aber als die Frau Abends in ihrer Hütte saß und mit ihrem ältesten Mädchen — die anderen Kinder waren zu Bette gebracht — den Rosenkranz betete, trat ein Mann ein und schüttete einen großen Beutel voll harter blanker Geldstücke aller Sorten auf den Tisch mit dem Bemerken, sie möge damit ihr Haus herrichten lassen und weiter nicht fragen woher es sei; es sei eben von guten Leuten. Des Weiteren werde man für sie Sorge tragen. Und hiemit trat der seltsame Mann von dannen. Und aber bei ihrem Gebete und fürderhin bei jedem Rosenkranze setzte unsere Wittwe noch etliche Vaterunser hinzu für jene unbekannten Wohlthäter. Sie konnte ihre baufällige Hütte herrichten lassen und wurde ihr auch sonst noch geholfen. Nämlich jene Bürger waren dergestalt gepackt von dem Edelmuth dieser armen Frau, daß sie sofort zusammenzuschießen beschlossen und da fiel es nicht gulden-, sondern zehn-, ja zwanzigguldenweise.

Der Pater aber ging fürder nicht mehr an ihrer Hütte vorüber ohne einzutreten; er hatte eine große Lehre aus diesem Vorkommniß zu ziehen gewußt.

Solche Leute aber sind, solches geschah in dem „finsteren" Tyrol!

„Gott sei Dank, daß wir noch Arme haben!"

Fängst du in Gottes Namen an, So ist dein Werk stets wohlgethan.

Dies beherzige wohl, mein lieber Leser, und beginne auch du stets im Namen Gottes, d. h. im Glauben an Gottes Allgegenwart und im festen Vertrauen auf des Allmächtigen Hülfe. Der lebendige Glaube an den Allgegenwärtigen stimmt dich unwillkührlich und mächtig zur Ehrfurcht und wird so die Richtschnur deiner Handlungen, und dein Vertrauen wird allemal belohnt durch das beste Gelingen.

Bedenke bei Allem, was du beginnst: der unendlich Heilige sieht dein Thun und Lassen, Handel und Wandel. In seiner allheiligen Nähe verrichtest du alle deine Werke, sowohl gute als auch böse; die guten sind eine dankbare Anerkennung und gebührende Hochschätzung seiner Gegenwart, die bösen dagegen der schwärzeste Undank, die gröbste Verachtung und somit das verabscheuungswürdigste Verbrechen.

Bedenke ferner: Ein gerechter Gott und gestrenger Richter ist bei dir, der nicht unbelohnt läßt das geringste Gute, aber auch nicht ungestraft das kleinste Böse. Er lohnt hier mit süßem Seelenfrieden, oft auch mit zeitlichen Gütern, dereinst aber mit ewiger Glückseligkeit, und er straft mit bösem Gewissen, mit zeitlichem und ewigem Verderben.

Schließlich bedenke noch: Der allmächtige und allgütige Gott ist dir allzeit nahe. Er hat nicht nur Himmel und Erde erschaffen, sondern erhält auch Alles, und macht, daß es nach seinem heiligen Willen fortbesteht. Er kennt deine Bedürfnisse und weiß recht gut und besser, als du selbst, was für deine zeitliche und ewige Wohlfahrt förderlich ist. Dies Alles kann und will er dir auch geben, wenn du mit kindlichem Vertrauen ihm nahest und auch das deine thuest, nämlich mit dem dir verliehenen Geistes- und Leibestalent wucherst.

Im Namen Gottes Anfangen heißt demnach mit kurzen Worten: Versetze dich in die Gegenwart des unendlich heiligen und gerechten Gottes, rufe mit kindlichem Vertrauen den Allmächtigen und Allgütigen um Kraft und Beistand an und gib dich dann mit Liebe und Eifer ans Werk.

Der Lateiner-Franz

ist ein einfacher Bauersmann zu Martell in Tirol, der von sich selbst die lateinische, griechische und italienische Sprache erlernt hat; lateinisch und italienisch schreibt und spricht er vollkommen. Als am 4. Juni in Martell die Erhebung dieser bisherigen Curatie zur Pfarrei, und die Vertheilung der Medaillen gefeiert wurde, trug auch der Lateiner-Franz das Seinige zur Verherrlichung des Doppelfestes bei. Er verfaßte nämlich mehrere deutsche und lateinische Chronographiken, d. h. Sätze, in denen einzelne Buchstaben zusammen die Jahreszahl darstellen.

Treue Diener.

Im Juni d. Js. starb in einem Orte des Amtes Bredstadt in Nordfriesland eine Magd, die in der Umgegend unter dem Namen „die alte Diethe" bekannt war. Sie hat mit zehn Jahren als Kinderwärterin angefangen und von da an 70 Jahre in einer und derselben Familie mit Treue und Fleiß gedient.

Geld auf der Straße.

Der Mann, den wir diesmal betrachten wollen, findet sein Brod nicht eigentlich auf der Straße, sondern vielmehr unter der Straße. Es ist der Brunnenreiniger. Die Stadt Paris ist nämlich bis in eine große Tiefe hinab auf harten Felsen gebaut und hatte lange Zeit gar keine Quelle, so daß sich die Bewohner mit dem Wasser der Seine und dem, welches Wasserleitungen kümmerlich weither lieferten, behelfen mußten. Erst in neuerer Zeit hat man in allen Theilen der Stadt Brunnen. Sie sind freilich nur mit Seine-Wasser gespeist, aber man versteht dieses jetzt trinkbar zu machen, und ein ungeheures Pumpwerk treibt es durch die ganze Stadt Paris. Die Brunnenreiniger nun hatten die Aufgabe, in die Kanäle hinabzusteigen, und die Leitungsröhren zu untersuchen, es geschah dieses hauptsächlich im Winter. Zuerst wurden die Brunnen ausgepumpt und gesäubert; mit einem Sieb reinigte man das Becken und die Röhren von dem schlammigen Niederschlag und dem Anwuchs von Moos, dann wickelte man fri-

sches Stroh und Hanf um die Leitungsröhren. Heutzutage sieht man den Brunnenreiniger auch nicht mehr auf der Straße mit dem Sieb auf der Schulter und den Seilen über dem



Arme; sein Geschäft haben die großen Wasserleitungs-Gesellschaften übernommen, welche Tausende von Arbeitern zur Reinigung der Brunnen und Kanäle aufbieten, und denen die ehemaligen Brunnenreiniger sich nothgedrungen angeschlossen haben.

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag: 461 fl. 29 kr. — Ein Zinsabschnitt 2 fl. 15 kr. — Aus Wagneritz 5 fl. — Aus Dachau 4 fl. — Aus Kirchwald in Briefmarken 1 fl. 39 kr. — Hl. Jungfrau Maria, hilf uns streiten! 21 kr. — Von M. L. S. in Trier 4 fl. 36½ kr. in preuß. Briefm. — Aus Raitenbuch 36 kr.

Für die Mission Groß-Oschersleben.

Uebertrag: 3 fl. 45 kr. — Zu Ehren der hl. 5 Wunden von Georg E. 5 fl. — Zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu von M. M. 1 fl. — Ungenannt 30 kr. — Von A. R. u. M. R. 30 kr. — Von E. M. 30 kr. — Hochgelobt sei das allerhl. Altarssakrament! 1 fl. 18 kr. — Ungenannt 18 kr. — Aus Paßtätten 30 kr.

Red.: Dr. Lang. — Expedition f. d. Buchhandel u. f. auswärts **Promenadepl. 6/3,** f. d. hies. Abonnenten **Frauenplatz 10.**
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 9. September 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Milch und Brod.

Vor einer Reihe von Jahren trat eines Tages um die Mittagszeit ein älterer Herr in eines der weniger eleganten Kaffeehäuser zu Paris, setzte sich an einen Tisch und verlangte eine Tasse Milch und ein kleines Weißbrod. Das Gesicht des alten Herrn war bleich, mager und zeugte von tiefer Traurigkeit, trug aber den unverkennbaren Stempel angebornen Adels und flößte, verbunden mit seinem feinen, edlen Wesen, so unwiderstehliche Achtung ein, daß er trotz seiner abgetragenen Kleidung und der unbedeutenden Bestellung doch augenblicklich bedient wurde.

Er aß schnell, als gehorche er den Anforderungen des heftigsten Hungers, stand, nachdem er sein einfaches Mahl beendet, langsam auf und näherte sich der Thür, ohne Miene zu machen, das Verzehrte zu bezahlen, aber auch ohne den Anschein, als beabsichtige er, sich seiner Verpflichtung durch

die Flucht zu entziehen. Der Aufwärter wagte nicht ihn anzureden, sondern ging zu der Besitzerin des Kaffeehauses, sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und Verhaltungsmaßregeln einzuholen. Das Kaffeehaus war Eigenthum einer armen Wittwe, der die Sorge für eine zahlreiche Familie oblag; dennoch sagte die vortreffliche Frau, welche selbst von ihrem Platze aus den ganzen Vorgang beobachtet hatte: „Es ist gut! ich kenne den Herrn, lassen Sie ihn gehen und mahnen Sie ihn nicht!" Am nächsten Tage genau um dieselbe Stunde kam der Fremde wieder, nahm an demselben Tische, wie am Tage zuvor, Platz, verlangte wieder eine Tasse Milch und ein Weißbrod, verzehrte es und entfernte sich, wie er es gestern gethan. An dem darauffolgenden Tage wiederholte sich der Vorfall; kurz, zwei Monate hindurch verging nicht ein Tag, wo der alte Herr nicht gekommen wäre, sein ihm so großmüthig verabreichtes Frühstück zu genießen.

Die Wirthin hatte sich so an sein Erscheinen gewöhnt, daß sie ihn, als er endlich ausblieb, am ersten Tag mit Ungeduld erwartete, und als er am zweiten Tage nicht kam, eine lebhafte Unruhe empfand. „Mein Gott! was mag ihm nur begegnet sein?" fragte sie. „Er ist vielleicht zu krank, um auszugehen und schmachtet in tiefem Elend? Er muß ein braver Mann sein und hat, indem er zu mir kam, um Das, was er nothwendig zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, bei mir zu entnehmen, mir ein Vertrauen bewiesen, auf das ich stolz bin. Ein unredlicher Mensch hätte nicht in dieser Weise gehandelt; die Tasse Milch und das Weißbrod war vielleicht seine einzige Nahrung für den ganzen Tag! O, wenn ich ihn nur aufzufinden wüßte!"

Dieser Wunsch war jedoch leichter ausgesprochen, als erfüllt. Die Wittwe mußte sich in Geduld fügen; nach und nach kam die Erinnerung an den alten Herrn der Kaffeewirthin in Vergessenheit im Drang ihrer vielen Geschäfte.

Ein Jahr mochte seit dem Erscheinen und Verschwinden des alten Herrn mit der Tasse Milch und dem Weißbrode verflossen sein, da ließ ein Notar die Wittwe zu sich bitten, da er ihr eine Eröffnung bezüglich eines ihr durch ein Vermächtniß zugefallenen Legats zu machen habe. Die Frau folgte unverzüglich der Aufforderung und nahm, einen Irrthum fürchtend, alle für solche Fälle nothwendigen Papiere mit. Der Notar prüfte dieselben und sagte, nachdem er sich

überzeugt hatte, daß die Frau, die vor ihm stand, die im Testamente bezeichnete sei: „Hier sind 60,000 Francs, welche Ihnen, Madame, zugehören!"

Die gute Frau starrte mit großen Augen den Notar an, ohne den Sinn seiner Rede verstehen zu können. Um ihr das Räthsel zu lösen, las der Rechtsgelehrte ihr die Nachschrift eines in seinen Händen befindlichen Testamentes vor, das folgendermaßen lautete:

„Ich vermache der Wittwe . . N. . , Besitzerin eines Kaffeehauses in der Strasse . . . . Nr. . . die Summe von sechzigtausend Francs, um sie zu belohnen für den Edelmuth, mit welchem sie mir 2 Monate hindurch Frühstück verabreicht hat, ohne je Bezahlung dafür zu verlangen. Ein unglücklicher Prozeß hatte mich zu jener Zeit aller meiner Einkünfte beraubt; das Geschick ist mir jedoch durch Gottes gerechtes Walten, auf das ich stets kindlich vertraute, wieder günstiger geworden, ich habe mein Vermögen wieder erlangt und halte es nun für Schuldigkeit, Capital nebst Zinsen jener sechzig Mahlzeiten zurückzuzahlen, welche mir in jener Zeit das Leben gefristet. Meinen Namen braucht die Erbin nicht zu erfahren, ich bleibe für sie der alte Herr, der bei ihr eine Tasse Milch und ein Weißbrod verzehrte."

Die Wittwe hat diesen Gast niemals vergessen.

(Kath. Kirchenfr.)

Geld auf der Straße.

Als Paris noch nicht so viele glänzende Plätze und Straßen hatte, wie jetzt, fand man auf einigen öffentlichen Plätzen in einem mit einem Tuche überspannten Faße eine arme alte Frau, die hüstelnd und frierend mit ihren welken, steifen Fingern Strümpfe, Unterjacken und Pulswärmer flickte. Das war die Strumpfflickerin. Die halberloschenen Augen, durch eine Brille mit Horneinfassung verstärkt, ruhten unablässig auf der Arbeit, und die Alte mußte wohl recht fleißig sein, denn der Verdienst war gering, so gering, daß kaum das Leben davon zu fristen war. Dennoch fand die Strumpfflickerin, wenn sie wegen übergroßer Gebrechlichkeit ihr Geschäft gar nicht mehr besorgen konnte, jedesmal eine

Kaiser geführt, der ihn in alle seine Würden wieder einsetzte. Bald darauf mußte Eustachius ein Heer in's Feld führen, besiegte die Feinde und trat den Rückweg an. Beim ersten Nachtlager trafen sich im Hause eines wohlhabenden Mannes



zwei junge Hauptleute, die sich durch glänzende Tapferkeit ausgezeichnet hatten. In Gegenwart einer sie bedienenden Frau erzählten sich die jungen Krieger beim Wein ihre Erlebnisse und erkannten sich zuletzt als Brüder. Da brach

die Frau in Thränen aus und rief: „Wenn ihr Brüder seid und Agapitus und Theopistus heißet, dann bin ich eure Mutter Theopista!“ Als dann am andern Tage die hochbeglückte Mutter vor den Feldherrn mit der Bitte trat, unter seinem Schutze in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen, entdeckte sie im Feldherrn ihren Gatten, und er in ihr seine Gemahlin. Sie erzählte ihm, daß der Schiffer, der sie von einander gerissen, eines plötzlichen Todes gestorben, sie aber von den Matrosen als Sklavin verkauft worden sei.

Als Eustachius mit seiner Frau und seinen Söhnen nach Rom kam, war Kaiser Trajan gestorben. Sein Nachfolger Hadrian empfing den siegreichen Feldherrn mit allen Ehren. Als er aber erfuhr, daß Eustachius ein Christ sei, ließ er ihn und die Seinigen einem Löwen vorwerfen und, als dieser seinen Opfern schmeichelnd die Hände leckte, sie in einen glühenden Ofen werfen, wo sie zwar den Tod fanden, jedoch ohne daß ihnen ein Härchen versengt wurde. Dieß geschah um das Jahr 118.

Diese Legende mag immerhin erst einige Jahrhunderte nach dem Martyrium des heiligen Eustachius verfaßt worden sein, sie ist jedoch sehr alt, und Johannes von Damascus, der im 8. Jahrhundert lebte und einer der berühmtesten Kirchenväter war, erzählt schon die Erscheinung des Hirsches. Es mögen darum die Hauptzüge der Legende wohl auch geschichtlich richtig sein.

Der heilige Eustachius wird abgebildet als Jäger im grünen Anzug, mit Spieß, Jagdhorn u. s. w. einen Hirschen zur Seite mit einem Crucifix zwischen den Geweihen. Oefters hält er nur einen Hirschkopf oder ein Hirschgeweih und dann erscheint er als Krieger. Ein glühender Ofen neben ihm deutet auf seinen Martertod. Einige Bilder zeigen, wie er mit seiner Familie im Amphitheater vor wilden Thieren steht und der Kaiser auf einem erhöhten Throne sitzt; andere, wie er mit den Seinigen in einen glühenden Ofen geworfen wird.

Der heilige Eustachius ist Patron der Jäger und der Stadt Madrid. Das römische Martyrologium und das römische Brevier setzen seinen Gedächtnißtag auf den 30. September; der Karthäuser Surius († 1578) in seinem großen Werk: „Lebensgeschichten der Heiligen“ auf den 2. November.

Die Türken vor Wien.

Gegen Ende des Jahres 1682 zog der türkische Sultan Mahomed IV., ermuntert durch den König von Frankreich, mit einem großen Heere von Constantinopel nach Belgrad, von wo er im folgenden Frühjahre seinen Großvezier Kara Mustapha mit zahllosen Schaaren durch Ungarn nach Wien marschiren ließ.



Die Stadt Wien hatte nur eine schwache Besatzung, aber diese war von einem klugen u. tapferen Manne, dem Grafen Stahremberg, kommandirt. Die Festungswerke befanden sich im elendesten Zustande; es waren keine Geschütze, kein Pulver, keine Lebensmittel vorhanden. Mit übermenschlicher Anstrengung half Stahremberg innerhalb 5 Tagen diesem Mangel ab, und als am 14. Juli das türkische Heer vor Wien lagerte und von da an 6 Wochen lang der Stadt mit Beschießung, mit Minen und Stürmen hart zusetzte, war es auch wieder der heldenmüthige alte Feldherr, der durch sein Beispiel den Muth der Soldaten und der Bürger aufrecht erhielt und zur Ausdauer anfeuerte. Der Herzog Karl von Lothringen, der Kommandant des kaiserlichen Heeres, hatte zu wenig Soldaten, um das türkische Heer angreifen und die Aufhebung der Belagerung erzwingen zu können, und mußte auf die Hülfstruppen warten, welche die Churfürsten von Bayern und Sachsen und der König Johann Sobieski von Polen herbeiführten. So blieb der kleinen Besatzung von Wien und

den Bürgern nichts übrig, als sich so gut als möglich ihrer Haut zu wehren, und sie waren auch wirklich entschlossen, sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen, als sich zu ergeben.

Der König Johann Sobieski von Polen, der auf dem nebenstehenden Bilde dargestellt ist, kam Anfangs September



mit seinem Heere vor Wien an, und am 12. September wurden von ihm und von den Bayern und Sachsen die Türken angegriffen. Am Morgen des Schlachttages diente König Johann am Altare des St. Leopoldsberges als Ministrant bei einer heil. Messe; dann erinnerte er seine Polen an den Sieg, den sie vor 10 Jahren mit ihm über die Türken erfochten hatten. Gegen Mittag entspann sich der Kampf; die polnische Reiterei, die zu ungestümm vordrang, kam in große Noth, mehrere tapfere Generäle fielen und mit lauter Stimme rief der König nach dem deutschen Fußvolk. Rechtzeitig rückten bayerische u. kaiserliche Schaaren an, der Herzog von Lothringen drängte auf dem linken Flügel die Türken zurück. Marschall Degenfeld und General Steinau rückten mit der bayerischen Infanterie unter dem heftigen Feuer der Janitscharen gegen die Mitte des türkischen Heeres vor, nahmen die Verschanzungen und erstürmten das Hauptquartier. Gegen 6 Uhr Abends war der Sieg für die christlichen Waffen entschieden.

Max Emanuel, der Churfürst von Bayern, und andere Reichsfürsten umarmten den tapferen König; die Generäle

faßten ihn bei der Hand, die Obersten und Offiziere sammt den Regimentern riefen ihm zu: „Unser braver König!“ In den Kirchen, die er besuchte, drängten sich die Leute um ihn, küßten ihm die Hände, die Füße, die Kleider und waren froh, wenn sie wenigstens seinen Rock berühren konnten. Ueberall auf den Straßen wurde gerufen: „Es lebe der König!“

Die Befreiung Wien's war Sobieski's glänzendste Waffenthat; in den späteren Feldzügen gegen die Türken war er nicht mehr so glücklich. Er starb i. J. 1696 in einem Alter von 69 Jahren.

Ein Brief für Jedermann.

Lieber Wilhelm!

Der heilige Bernard sagt in einem sehr schönen Gebete zur Mutter Gottes: „Gedenke, o allerseligste Jungfrau Maria, daß es noch nie erhört worden, daß Jemand, der unter Deinen Schutz floh und Dich um Deine Hülfe anrief, von Dir ist verlassen worden!“

Dieses glaube ich fest und zuversichtlich, und wenn ich Dir erzähle, was ich in der verflossenen Woche mit eigenen Augen gesehen habe, so bin ich fest überzeugt, daß auch Du ein eifriger und andächtiger Verehrer der Himmelsmutter wirst.

Nimm mir nicht übel, wenn ich an Deinem Vertrauen zu Maria zweifle, denn Du wirst Dich wohl noch gut erinnern, daß ich Dir einmal eine Geschichte vorgelesen habe, in welcher ein Soldat durch Maria's wunderbare Hülfe vom gewissen Tode errettet wurde. Du lachtest und sagtest: „Das Papier ist geduldig. Der Mann wurde durch Zufall gerettet.“ Damals wolltest Du Dich nicht überzeugen lassen; aber was ich Dir nun mittheilen werde, wird Dich hoffentlich eines Besseren belehren; denn ich selbst war Augenzeuge und berichte der Wahrheit getreu.

In der Straße, welche von meiner Wohnung zum Posthause führt, war ein prächtiger Neubau beinahe vollendet, und ich ging hin, um mir das herrliche Werk einmal anzusehen.

Da erschreckt mich plötzlich ein starkes Gepolter, und fast zu gleicher Zeit stürzen die zwei Maurer, welche eben an

dem letzten Erkerfenster beschäftigt waren, vor mir zur Erde nieder. Ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig, und das Blut stockte mir in den Adern.

Als ich mich vom Schrecken etwas erholt hatte, gewahrte ich auf der Erde nur eine große Blutlache und Bretter und Balken, welche den Männern nachgestürzt waren. Die Unglücklichen hatte man in den Bau gebracht, und ich lief hinein um sie zu sehen. Gott im Himmel, welch' ein Anblick

Das Gesicht des Einen hatte eine schwarzgraue Farbe. Sein Hirnschädel war zerschmettert und dickes, schwarzes Blut quoll ihm aus Mund, Nase und Ohren hervor. Er hielt die Augen geschlossen und stöhnte leise: „Priester, Priester!"

An dem Andern konnte ich nur eine mäßige Stirnwunde entdecken. Er hatte die Augen weit aufgerissen und sah starr auf einen Fleck. Beide wurden eilig in's Krankenhaus getragen, und ich begab mich tief bewegt nach Hause.

Am folgenden Morgen ging ich in's Krankenhaus zur Schwester Regina, meiner Base. Ihr erzählte ich die Begebenheit von gestern und erkundigte mich nach den Verunglückten.

„Der Jüngste von Beiden hat schon auf dem Wege hierher seinen Geist aufgegeben," sagte sie, „und der Andere ist so eben erst gestorben."

„Wie ist aber das möglich?" fragte ich verwundert. „Der alte Mann war doch viel gefährlicher verwundet, als der Andere."

„So ist es auch," erhielt ich zur Antwort, „und selbst der Arzt wundert sich, daß er nicht auf der Stelle gestorben ist. Der gläubige Christ hat hier wieder ein neues Beispiel, wie Maria ihre Kinder schützt und oft auf wunderbare Weise ihre Hilfe kund thut. Als man der Leiche des alten Mannes die letzte Ehre erwies, fand man auf seiner Brust eine Medaille der Muttergottes. Daraus, wie auch aus den Reden seiner Angehörigen geht hervor, daß er bei seinen Lebzeiten ein frommer Verehrer Maria's war, und sie bewahrte ihn deßhalb vor dem jähen Tode. Unser Hauskapellan konnte ihm noch bei voller Besinnung die heil. Sterbsakramente ertheilen, und dann ist er sanft und ruhig hinübergeschlummert."

Beim Abschiede schenkte meine Base mir eine Medaille. Ich bat sie um noch eine für einen guten Freund, welche ich auch erhielt.

Der Freund bist Du, und ich hoffe, daß Du sie anegst und Dich von Maria in die Zahl ihrer Verehrer aufnehmen läßt; dann bereitest Du große Freude

Deinem

Dich liebenden Freunde
Oscar M.

Die Kirche in Lechhausen,

zu deren Ausbau viele Wohlthäter kleine und große Bausteine geliefert haben, wird heuer zwar noch nicht ganz im Innern, aber doch so weit fertig, daß sie noch dem Gottesdienst übergeben werden kann. Die Verloosung von Paramenten und Ornaten aus der v. Brentano'schen Fabrik in Lechhausen, welche zum Vortheil der Baukasse veranstaltet wird, und zu welcher ein Loos 1 Thaler kostet, wird Ende September stattfinden. Zwei Drittel der Loose sind bereits abgesetzt; möge auch der Rest der Loose bald Absatz finden!

Der Creditverein vom hl. Joseph,

welcher in Aachen besteht und dessen auch schon in diesem Blatte Erwähnung geschehen ist, hat zum Zwecke die Hebung und Erhaltung des katholischen Bürgerstandes in religiöser und materieller Beziehung und zwar durch wechselseitiges Beispiel, Gebet, religiöse Uebungen, durch gemeinschaftliche Unterstützung der Mitglieder in ihren Geschäften und durch Gründung einer Kasse, aus welcher brave und fleißige Katholiken ein Darlehen erhalten, um einen christlichen Hausstand zu gründen, zu heben oder zu erhalten. Die Redaktion des St. Josephsblattes hat sich bereits mit der Vorstandschaft des genannten Vereines in Verbindung gesetzt, um genauere Mittheilungen über dessen bisherige Wirksamkeit zu erhalten, und wird in der nächsten Nummer die Satzungen dieses so nützlichen, wahrhaft zeitgemäßen Vereines näher besprechen.

Die christlichen Tugenden,

erklärt durch Erzählungen aus dem Leben der Heiligen, ist der Titel eines Buches, das kürzlich im Verlage der Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen erschienen und um 1 fl. 12 kr.

in allen Buchhandlungen zu haben ist. Vermöge seines überaus nützlichen Inhalts kann es den Lesern dieses Blattes bestens empfohlen werden. Damit sie sehen, wie es ist, folgt hier die kurze Abhandlung über das erste Gebot Gottes:

„Du sollst an Einen Gott glauben.

Durch dieses erste Gebot befiehlt uns Gott, Ihn demüthig anzubeten und von ganzem Herzen zu lieben. Gott anbeten, heißt: Ihm die Verehrung, die Achtung und Huldigung erweisen, welche wir Ihm, als unserm Schöpfer und höchsten Gebieter, schuldig sind. Gott ist unendlich groß, unendlich mächtig, unendlich heilig; durch die Anbetung erkennen wir seine höchste Größe an, wir bekennen seine Allmacht und wir beten seine höchste Majestät an. Er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde und der Erhalter aller Dinge durch seinen alleinigen Willen. Er hat uns Dasein und Leben gegeben, Ihm verdanken wir Alles, was wir sind, Alles, was wir besitzen. Unser Schicksal liegt in seiner Hand, Er schaltet mit uns nach seinem Gefallen. Durch die Anbetung erkennen wir die Obergewalt Gottes über uns an, wir bekennen, daß er unser Gebieter und Herr ist, wir empfinden die gänzliche Abhängigkeit, in welcher wir von Ihm sind, und wir demüthigen uns vor Ihm, wie es dem Geschöpfe vor seinem Schöpfer geziemt. Die Anbetung ist zugleich ein Akt der Unterwerfung, der Dankbarkeit und der tiefen Achtung. Die unendliche Vollkommenheit Gottes und seine höchste Güte betrachtend, wirft man sich vor Ihm in Staub und bekennt, daß alle Ehre, aller Ruhm Ihm allein gebühren.

Man betet Gott auf zweierlei Art an, innerlich und äußerlich. Gott innerlich anbeten, heißt, Ihm anhänglich sein mit Herz und Geist; es heißt, an Ihn glauben, auf Ihn hoffen; es heißt, Ihn lieben, mit einem Wort, Glaube, Hoffnung und Liebe haben. Gott äußerlich anbeten, heißt, Ihm durch irgend eine Handlung oder durch eine äußerliche Bewegung unseres Körpers die Achtung beweisen, welche wir für Ihn haben. Wir sind aus mehreren Gründen genöthigt, Gott ebensowohl eine äußerliche als innerliche Verehrung zu erweisen; erstens, weil sowohl unser Körper, als unser Geist Gott angehört und weil es folglich billig ist, daß wir Ihn mit diesen beiden Theilen unseres Selbst verehren und anbeten; zweitens, weil die äußerlichen Bewegungen unseres Körpers diejenigen Gefühle in unserer Seele erregen, von welchen sie Gott gegenüber durchdrungen sein soll; somit wird unsere

Seele, wenn wir uns auf die Kniee werfen, zur Anbetung gestimmt; drittens, weil wir den Nächsten durch unser Betragen erbauen und ihm folglich durch unsere äußerlichen Handlungen beweisen sollen, daß wir Anbeter des wahren Gottes sind; viertens endlich, weil das äußerliche Opfer immer als eine für die Menschen unumgänglich nothwendige Pflicht angesehen wurde.

Das Opfer ist der bezeichnendste Akt der äußerlichen Gottesverehrung. Es gab zu keiner Zeit und in keinem Lande ein Volk, das nicht seine Opfer, seine Ceremonien und seine religiösen Feste gehabt hätte.

Die innerliche Anbetung ist diejenige, welche Gott am meisten gefällt, und welche Er auch hauptsächlich verlangt; aber man muß die äußerliche nicht dabei vernachlässigen, denn Jesus Christus und die Apostel haben sie ausgeübt und sie ist, wie ich soeben gesagt habe, nothwendig.

Wenn die innerliche Gottesverehrung Gott hauptsächlich gefällt, mißfällt Ihm die nur äußerliche Verehrung, welche die innerliche nicht damit verbindet, auf's Höchste, wenn Diejenigen, welche sich zur Anbetung vor Ihm niederwerfen, wenigstens nicht den Wunsch haben, sich zu bessern; denn Gefühle ausdrücken, welche man doch nicht hat, handeln, als ob man von Frömmigkeit durchdrungen wäre, während dem nicht so ist, ist eine Lüge gegen die Gottheit. Es gibt aber keine schrecklichere und der größten Strafen würdigere Lüge.

Gott ist Geist und Wahrheit und er will auch im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden. Die Liebe zur Welt und ihren Lüsten ist unvereinbar mit der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, sowie mit der Liebe zu Gott."

An diese Belehrung schließt sich als Beispiel der wahren Gottesverehrung eine kurze Lebensgeschichte der heil. Königin Clothilde an, und in derselben Weise sind in diesem Buche auch die übrigen Gebote Gottes und die der Kirche behandelt.

Das Sechster-Almosen.

Nur Eine, aber reiche und sehr wohlthätige Stiftung besteht zu Dürkheim in der bayerischen Pfalz schon Jahrhunderte hindurch, das sogen. „Sechster-Almosen", von seinen sechs Verwaltern so genannt.

Seinen Ursprung verdankt es einem gebornen Dürkheimer,

Valentin Ostertag, der zwar der Sohn armer Eltern gewesen und in der Jugend die Gänse hütete, aber auch wegen seiner Talente hilfreiche Gönner fand, die ihn unterstützten, so daß er studiren konnte, Dr. juris und kaiserlicher Reichs-Fiskal wurde und als solcher in Wien starb. Aus Dankbarkeit bestimmte er und seine Frau, Margaretha Pfrem, in verschiedenen Schenkungen von den Jahren 1509, 1511, 1521 und 1529 ein Kapital von 2000 Golgulden nebst seiner Bibliothek, um theils drei ehrsamen und rechtschaffenen Brautpaaren aus Dürkheim eine Aussteuer (à 60 fl.) zu geben, theils Studirende mit Stipendien (120 fl. auf drei Jahre) zu unterstützen, theils Geld und Brod an würdige und fromme Arme und an alle Kinder Dürkheims zu vertheilen. Letzteres geschieht jährlich am St. Valentins-Tag (14. Februar), welchen die ganze Jugend in der Kirche zur Erinnerung an die edlen Stifter festlich begeht. An diesem Tage werden auch die Bestimmungen der Stiftung vollzogen; ebenso erhalten alle Lehrer und Kinder Wecke (jährlich gegen 1900) und die Armen Geld und Brod. — Das Kapital, dessen Zinsen zu diesen Ausgaben verwendet werden, ist im Laufe der Zeit durch verschiedene Menschenfreunde bedeutend vermehrt worden, und beläuft sich jetzt auf die Summe von 28,000 fl.

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 477 fl. 56½ kr. — Aus Pfahldorf 1 fl. — 10 Meßstipendien 6 fl. — Von M. B. in Pfahldorf 3 fl. — Gott vergelte es! 1 fl. 15 kr. — Gott segne diese kleine Gabe und das Wirken der Apostel des Herrn! 2 fl. 15 kr.

Für die Mission Groß-Oschersleben.

Uebertrag 13 fl. 21 kr. — Einige Kinder der Schule Griesstätt 1 fl. 15 kr. — Ein Baustein 1 fl. 45 kr. — Wenig aber mit gutem Herzen 2 fl. 15 kr. — Aus Mödishofen 1 fl. — Gott segnet, die Ihn ehren 2 fl. — Ein Baustein von C. H. B. (Postzeichen Schwandorf) 8 fl. 45 kr. — Von einem Dienstboten J. N. 30 kr.

Die lieben Leser dieses Blattes werden hiemit neuerdings auf die Noth unserer Glaubensbrüder aufmerksam gemacht und um Gottes willen gebeten, durch Unterstützung des Bonifaciusvereins dazu zu helfen, daß an immer mehreren Orten eine geordnete katholische Seelsorge eingerichtet werden kann.

Red.: Dr. **Lang.** — Expedition f. d. Buchhandel u. f. auswärts **Promenadepl. 6/3,** f. d. hies. Abonnenten **Frauenplatz 10.**
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 10. Oktober 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Die Prinzessin und die armen Weber.

Eine ergötzliche, wahre Geschichte von G. Felsberg.

Als ich ein junger Mensch war, litt ich viel an der Brust, ich hielt mich deßhalb öfters auf ärztlichen Rath in dem Bade Salzbrunn, im schlesischen Riesengebirge auf, um das dortige stärkende und heilende Wasser zu trinken. So oft ich dort war, wohnte ich bei einer armen, aber kreuzbraven Webersfamilie, die mich mit großer Treue pflegte. Ich war wie zu Hause. Die Familie bestand aus dem Vater, der Mutter, einer achtzigjährigen Großmutter, einer Tochter von 13 und einem Sohne von 15 Jahren. Wie die meisten Webersleute waren sie arm, so arm, daß sie manchen Tag nur Kartoffeln und Mehlsuppe assen; Fleisch kam in vielen Monaten kaum einmal auf den Tisch. Sie waren den ganzen Tag fleißig, freundlich und, was die Hauptsache ist — zufrieden.

Es fiel mir deßhalb gleich auf, als ich bemerkte, daß seit einiger Zeit beim vorletzten Besuche die ganze Familie still und niedergeschlagen war; ja bisweilen bemerkte ich gar, wie die Mutter und selbst der Sohn seufzten und sich heimlich Thränen aus den Augen wischten. Ich forschte deßhalb schüchtern nach ihrem Kummer, aber sie wollten es mir nicht sagen; ich könnte ihnen doch nicht helfen, meinten sie. Mir war aber, als müßte ich ihnen helfen, und ich ruhte nicht, bis sie mir erzählten, was ihnen war. Vor einigen Jahren, in der damaligen theuern Zeit, wo bei ihnen im Gebirge der Schäffel Roggen 7—8 Thaler gekostet hatte, die Geschäfte fast überall still standen, also auch kein Erwerb da war, hatten sie nach und nach bei dem reichen Müller ihres Ortes Schulden gemacht, welche auf ihr Häuslein eingetragen worden waren. Der reiche Mann wollte nun selbst gerne das Häuschen haben, darum hatte er auch dazumal so bereitwillig Credit gegeben, und, wohl wissend, daß sie jetzt nicht bezahlen konnten, drang er auf einmal auf die Bezahlung der Forderung. Die Schuld betrug 110 Thaler. Soviel hatte ich nun freilich nicht, wußte es auch nicht aufzutreiben, und doch mußte es aufgetrieben werden, das stand bei mir fest.

So lange die armen Leute denken konnten, war das Häuslein Eigenthum ihrer Voreltern gewesen; verloren sie es, so verloren sie damit ihren ganzen Unterhalt, denn ein Weber fand damals nirgends Gelegenheit, sich eine Wohnung zu miethen; die Zahlung vom Fabrikherrn war auch gar zu schlecht.

Sowohl der Vater als der Sohn waren keine von jenen armen Leuten, welche, statt ihre Schulden zu zahlen oder zu sparen, ihr Verdienst durch die Gurgel jagten; es vergingen oft Monate, bevor einer so zu sagen nur einmal ein Glas sah, und solchen Leuten muß man helfen, wo man kann. Ich sagte daher den Leuten, sie sollten unverzagt sein. Allein wie ich ihnen helfen würde, das wußte ich freilich noch nicht, aber fest glaubte ich, daß geholfen würde. Mein Glaube wurde aber am Ende selbst ziemlich wankend. Ich hatte gemeint, in einem Badeorte, wo oft so viele reiche Leute beisammen sind, und die gar freundlich und höflich waren, müßte ich wohl Einen finden, der den armen Leuten gerne helfen würde. Aber ich fand — Keinen! Für theure Kleider, theure Weine und allerhand anderen Unsinn hatten sie wohl reichlich Geld, warfen es so zu sagen oft zum Fenster hinaus,

aber für einen guten Zweck, um das Glück einer Familie zu begründen, ach, da waren die Beutel leer.

Jetzt rückte der Tag, an dem bezahlt werden mußte, wenn das Haus nicht verkauft werden sollte, immer näher und näher; ich selbst wurde ganz beklommen und trübsinnig und hatte kaum den Muth ihnen zu sagen, daß ich keinen Rath mehr wußte; mir war zu Muthe, als wäre ich ihnen das Geld schuldig. Du lieber Gott, das war eine schwere, bittere Zeit für uns Alle, die wir in dem Häuschen wohnten.

Da hörte ich, daß die Prinzessin Radziwill in dem, eine starke halbe Stunde von unserm Bade entfernten Fürstenstein angekommen sei, und mit Einem Male kam mir der Gedanke: die wird helfen. Ich ging hinüber nach Fürstenstein, ganz fröhlichen Muthes, denn für Andere zu sprechen, hat man ja meist eher das Herz, als für sich selber. Aber als ich in das prächtige, hohe Schloß trat, pochte mir doch das Herz stark und laut. Ich bat einen Kammerdiener, mich bei der Prinzessin zu melden. Er ging, und bald darauf kam eine Hofdame und sagte sehr freundlich, die Prinzessin wäre eben beim Ankleiden, und ließe mich fragen, ob ich es nicht ihr, das heißt der Hofdame, mittheilen könne, was ich von der Prinzessin wünsche. Das wollte ich aber nicht gern, denn ich dachte, wenn du der Prinzessin selber sagen kannst, wie fromm und gut die Webersleute sind, und wie ihr Kummer so groß ist, dann kann sie gar nicht anders, dann muß sie helfen; aber wenn ihr das jemand anders sagt, der die Leute nicht kennt und nicht lieb hat, der kann es ihr gar nicht so sagen. Ich erwiederte also der Hofdame, ich könnte ihr zwar recht gut sagen, was ich von der Prinzessin wollte, aber ich möchte es ihr nicht gern sagen, ich möchte es viel lieber der Prinzessin selbst sagen. So viel könnte ich ihr mittheilen, es beträfe eine arme, aber sehr gute Familie. Da ging die Hofdame, kam aber gleich wieder und sagte: die Prinzessin ließe mich bitten, nur ein wenig zu warten, sie würde gleich kommen.

Als ich nun in dem prächtigen Saal allein war, wollte mir der Muth schier wieder sinken, da steht aber auf einmal die Prinzessin vor mir; ich war so verwirrt gewesen, daß ich sie weder gesehen, noch gehört hatte kommen. Ich konnte vor Verlegenheit zuerst gar keine Worte finden, aber die gute Fürstin redete mich so freundlich an, daß ich gleich wieder guten Muthes war und ihr Alles haarklein erzählte von den

Webersleuten, und wie ich die sichere Hoffnung hätte, sie würde helfen.

Die Prinzessin hörte mich ganz ruhig, aber freundlich an, und fragte mich dann Mehreres über mich und die Webersleute, und ob ihr Hausarzt, der zugleich in Salzbrunn Badearzt war, die Leute auch kenne. Sie schlug mir meine Bitte nicht ab, aber sie versprach mir auch nichts, und entließ mich mit den Worten: „Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir gezeigt haben.“

Nun kann es gar nicht fehlen, dachte ich, nun ist den Leuten geholfen! jubelte ich, und in meiner Freude sprang ich die Treppe herunter, so daß ich immer drei Stufen mit einem Male nahm, und sprang dann in gewaltigen Sätzen den langen Schloßhof entlang und gegen Salzbrunn zu, bis ich keinen Athem mehr hatte; ich konnte es in meiner Freude kaum erwarten, bis ich den guten Leuten die frohe Botschaft mitgetheilt hatte.

Unterdessen aber fiel, was ich erst später erfuhr, der Prinzessin ein, mich noch einiges über die Familie zu fragen, und sie schickte mir deßwegen einen Kammerdiener nach, der mich noch einmal zurückrufen sollte. Der eilte mir nun auch nach, und hätte mich eigentlich auch gleich einholen müssen, denn seine Beine waren fast noch einmal so lang, als die meinen; allein ihn trieb nur die Pflicht und mich die Freude, und da war an kein Einholen zu denken. Während ich in lustigen Sprüngen zum Schlosse hinausjage und der Kammerdiener in steifem Galopp hinter mir her, steht die Prinzessin mit ihren Kindern am Fenster und sieht uns beide dahin rennen, und alle lachten, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Endlich kam der Kammerdiener ganz athemlos und ziemlich verdrießlich wieder zurück und berichtete, die Frau Prinzessin königliche Hoheit möchten entschuldigen, aber es wäre ihm ganz unmöglich gewesen, mich einzuholen, er hätte in seinem Leben noch keinen Menschen so laufen sehen, wie mich.

Als ich nun wieder in Salzbrunn ankam, ging ich sogleich zum Hausarzt der Prinzessin, um auch ihn zu bitten, für meine armen Webersleute ein gutes Wort bei ihr einzulegen. Er erschrack, als er hörte, was ich gethan hatte, und meinte, wenn ich ihm doch nur vorher etwas davon gesagt hätte, dann würde er mir jedenfalls sehr abgerathen haben, denn an die Prinzessin würden immer gar zu viel Ansprüche von allen Seiten gemacht u. s. w. Aber gerade deßwegen

hatte ich auch geflissentlich mit Niemanden von meinem Vorhaben gesprochen, damit mir Niemand den Muth dazu nehmen sollte; auch zu meinen Webersleuten hatte ich nichts gesagt, sie sollten nicht eher etwas davon erfahren, bis ich gewiß wußte, daß ihnen geholfen wurde; denn bis jetzt hatte ich eigentlich blos Hoffnung, wenn auch der Arzt mir sagte, er kenne die armen Leute selbst schon lange als brave, fleißige Leute, und werde sie gewiß empfehlen, wenn ihn die Prinzessin darum fragen würde.

Schon am anderen Morgen fuhr er zu ihr, und da er meine Ungeduld mir anmerkte, bald etwas Sicheres zu erfahren, so schlug er mir vor, ihn zu begleiten, was ich begreiflich fröhlich annahm. Mit in's Schloß hinein, und schon wieder zu der Fürstin wollte ich freilich nicht, aber vor dem Schloße im Garten wollte ich warten, bis er wieder herauskam und mir sagen konnte, was die Prinzessin gesprochen hatte. Ich hatte, wie man es im Sommer in Badeorten oder auf der Reise oft trägt, weiße Hosen an, und dachte an gar nichts Arges, als ich mit dem freundlichen Arzt in seinem Wagen dahin fuhr. Auf einmal sehe ich im Vorbeifahren, nahe am Wege eine schöne, seltene Blume; ich machte den Schlag rasch auf und sprang hinaus, um solche schnell zu pflücken; allein da es am Morgen geregnet hatte, so gleitete ich in meiner Hast auf dem schlüpfrigen und schmutzigen Boden aus und fiel, allerdings ohne einen Schaden zu nehmen, aber dafür bekam ich auf meine schönen, weißen Hosen an der linken Seite einen abscheulichen Schmutzflecken, so groß wie ein Teller.

Ich tröstete mich, weil ich den Flecken nicht sogleich reinigen oder die Kleider wechseln konnte, damit, daß ich ja in keine Gesellschaft käme, aber ich kam diesmal doch in Gesellschaft und zwar in sehr vornehme. Wie wir nämlich um eine Ecke herumfahren, kommt die Prinzessin mit ihrem Gemahl und ihren Kindern daher spazieren gegangen; der Arzt hält an und steigt aus, während ich sitzen blieb. Wie das die Prinzessin sieht, so fragt sie mich, ob ich sie nicht auch auf ihrem kleinen Spaziergange begleiten wolle, damit ich dann gleichzeitig auch wieder mit dem Arzte heimfahren könne. Ich hatte nicht den Muth zu sagen: „Königliche Hoheit, ich kann nicht, denn ich habe einen großen Schmutzflecken an den Hosen." — Ich stieg also aus und ging mit, hielt aber den Hut so geschickt, daß man den Flecken nicht sah, allein als wir ein Stückchen gegangen waren, sagte die Prinzessin wiederholt zu

mir: „Bedecken Sie sich doch.“ — Ich hatte wieder nicht den Muth zu sagen: „Königliche Hoheit, ich kann nicht, denn ich muß mit dem Hut da den großen Schmutzflecken an den Hosen bedecken, damit man ihn nicht sieht.“ — Ich setzte also sehr verlegen und fast wehmüthig den Hut auf, und tröstete mich endlich damit, daß die Prinzessin auf der rechten Seite ging, während mein Flecken auf der linken Seite war, so daß sie ihn vielleicht nicht bemerken konnte. Auch glänzte er noch gar schön, und ich dachte: nun, wenn sie ihn auch sieht, so sieht sie doch, daß er noch ganz frisch ist, daß ich ihn also erst bekommen habe, und daß ich also nicht von zu Haus aus als ein Ferkel fortgefahren bin.

Aber auch der Trost wurde mir genommen. Als nämlich nach etwa einer halben Stunde der Spaziergang beendet war und die hohen Herrschaften in das Schloß zurückkehrten, sagte die Prinzessin, es sei heute der Geburtstag ihres Sohnes, und sie hätten einen Taschenspieler, der recht hübsche Kunststücke machen sollte, für den Abend bestellt; ob ich den Abend nicht im Schloße zubringen wolle, der Arzt werde auch dableiben. Ich mochte wieder nicht sagen: „Königliche Hoheit, ich kann nicht, ich habe schmutzige Hosen an!“ Ich ging also mit. Aber nun ging die Noth erst recht an. Es kamen noch viele vornehme Herrschaften aus der Umgegend, und die wußten natürlich nicht, auf welche Art ich in die Gesellschaft und zu dem Schmutzfleck gekommen war; dazu kam, daß der Flecken in der Sonne beim Spaziergang recht schön trocken geworden war und nun ganz so alt aussah, wie wenn er den ganzen Tag da gewesen wäre; die Herrschaften in ihren feinen, prächtigen Kleidern mußten also glauben, ich wäre ein Schweinigel von Haus aus und schienen mich auch so anzusehen. Mir wurde ganz heiß und ich hätte in den Boden hineinschlupfen mögen. Der Taschenspieler machte allerliebste Kunststücke und ließ bald einen Hund oder Hut, bald eine Uhr oder Katze verschwinden; ich fragte ihn deshalb einmal in meiner Verlegenheit, ob er mir nicht auch meinen Schmutzfleck könne verschwinden lassen, aber das konnte er nicht.

Ueber die armen Webersleute sprach die Prinzessin kein Wort mit mir, und als ich den Arzt endlich einmal heimlich fragen konnte, was sie denn eigentlich zu ihm gesagt habe, gab er mir zur Antwort: sie hätte gar nichts darüber gesagt, sondern nur einiges über die Leute und über mich gefragt,

und da hätte er denn den Leuten ein gutes Zeugniß gegeben; was er über mich gesagt, das sagte er mir nicht.

So konnte und durfte ich denn meinen lieben Wirthsleuten noch immer nichts sagen, und doch wurden sie immer bekümmerter, so daß sie beinahe nichts mehr essen mochten und ganz elend darein sahen.

Es vergingen wieder einige Tage, die Prinzessin ließ nichts von sich hören. Mir wurde es ganz heiß um's Herz, denn noch zwei Tage und dann sollte das Häuschen verkauft werden.

Mahnen konnte ich die Prinzessin nicht, das ging nicht an, und zudem hatte sie ja auch nichts versprochen, aber ich war so fest überzeugt, sie wolle helfen, daß ich dachte: Sie hat's blos vergessen, du mußt dich einmal zeigen, damit sie wieder daran denkt, und wenn sie dich dann sieht, so redet sie dich gewiß an, und du kannst ihr dann sagen, daß es die allerhöchste Zeit ist, wenn sie helfen will. Ich wollte nur eben hinüber nach Fürstenstein und dort immer um das Schloß herumlaufen, bis sie mich einmal zu Gesicht bekäme, als ich gerade vernehme, die Frau Prinzessin käme diesen Mittag nach Salzbrunn; es seien bereits im Bade Zimmer für sie bestellt.

Ich wartete also über zwei Stunden lang auf dem Wege, den sie kommen mußte. Jetzt auf einmal kam der Wagen daher gefahren, und mir klopfte das Herz hörbar bei dem Gedanken, daß sie neben mir vorbeifahren könne, ohne mich zu sehen. Aber Gottlob, der liebe Gott wollte doch, daß sie mich bemerkte; sie läßt den Wagen halten, grüßt mich, winkt mir, und wie ich zu ihr hintrete, sagt sie freundlich: „Ich habe das Geld dem Arzte gegeben.“ Ach du lieber Himmel, ich konnte vor Freude gar nimmer sprechen; ich küßte ihr die Hände und laufe dann wie närrisch davon zum Arzte, während mir alle Menschen ganz verwundert nachschauten.

Der Arzt war nicht zu Hause, kam aber in einer halben Stunde, und gab mir die ganze Summe in lauter blanken Thalern. Nun ging ich und kaufte Braten, Kuchen, Wein und Lichter. Meine Stube wurde festlich aufgeputzt, die Thaler auf einem Nebentisch aufgezählt und ein Tuch darüber gebreitet. Als Alles fertig war, holte ich die ganze Webersfamilie und sagte ihnen, sie sollten heute meine Gäste sein. Sie waren zuerst ziemlich still und traurig, denn sie meinten, wie sie mir nachher erzählten, das sei das Abschiedsessen und ich wolle nun fortreisen.

Jetzt fing ich an: Ihr lieben Leute! Ihr habt mir er-

zählt, was für Kummer Euch wegen der Hausschulden drückt" — weiter konnte ich nimmer reden, denn kaum hatte ich das gesagt, so fingen sie alle an zu weinen und zu jammern. Nun war's auch mit meiner einstudirten Rede fertig, ich schrie deshalb: Schreit doch nicht so arg, die Frau Prinzessin schenkt Euch ja die ganze Schuld, dort liegt das Geld auf dem Tisch. Ich nahm das Tuch hinweg und deutete auf das Geld hin. Aber den Leuten kam die ganze Sache wie ein Traum vor; bald schauten sie mich, dann wieder das Geld, dann einander selber, dann wieder mich an, kurz sie begriffen das Ding gar nicht. Ich mußte ihnen also alles haarklein erzählen, u. nachher, als sie alles wußten, und daß nun das Häuslein wieder ihnen bleiben solle, da weinten sie alle laut auf, fielen sich einander um den Hals, und fielen auch mir um den Hals, so daß ich zuletzt selber vor Freude mitheulte; die alte Großmutter war allein ganz still u. hatte nur die Hände gefaltet, aber an den zitternden Lippen sah man es ihr an, daß





sie betete, und plötzlich standen wir alle da und beteten auch zum guten Gott dort droben über dem Sternenhimmel, der die Herzen der Menschen und alle Dinge zu lenken weiß, wie er's für gut hält. Mein Essen und Trinken blieb stehen, denn vor Freude konnte Niemand des Abends essen, aber um so besser schmeckte es am andern Tage. Hierauf nahmen wir einen Wagen und fuhren miteinander nach Fürstenstein, denn die Webersleute wollten sich absolut persönlich bei der Prinzessin bedanken. Wir gingen also nach dem Schlosse und ich ließ uns melden. Wir wurden sogleich vorgelassen. Die Prinzessin war allein, aber durch die lose angelehnte Thüre ins Nebenzimmer schaute ihre Tochter u. Pflegetochter. Die Frau Prinzessin hatte eine Haube auf und war ganz einfach gekleidet. Wie sie nun so einfach, freundlich und milde den Webersleuten entgegentrat, vergassen die ganz, daß sie eine Fürstin vor sich hatten, und erblickten in ihr eine nur noch liebreichere Frau, ihre Wohlthäterin

der Mann und die Frau gingen eins nach dem andern an die Prinzessin, kriegten sie am Kopf und schmatzten sie tüchtig ab. Und die hohe Frau wurde nicht böse darüber, sie nahm es geduldig hin und küßte die Webersfrau wieder, und sagte dann: sie habe von ihnen gehört, sie seien fromm und fleißig, das sollten sie auch in Zukunft bleiben und auf Gott vertrauen, der würde sie dann nie verlassen.

Es erhielten dann alle eine Erfrischung und wurden hierauf freundlich entlassen, ich aber mußte noch extra beim Abendessen der Prinzessin zurückbleiben.

Das Oktoberfest in Rom.

(Hiezu das vorstehende Bild).

In Rom kommen jährlich zwei Volksfeste vor, welche einen blos weltlichen Charakter haben, nämlich der Carneval und das Oktoberfest, während die anderen Volksfeste sich an kirchliche Feierlichkeiten anschließen. Alle Jahre im Oktober steht der große Garten der Villa des Fürsten Borghese dem allgemeinen Besuche offen; da widerhallen die sonst so stillen Haine von den lustigen Klängen des Tambourins. Das ist der eine, der kleinere Theil des Festes; der andere spielt in der Stadt selbst. Zwar gibt es in Rom nicht so viele und so große Vergnügungslokale, wie in den anderen bedeutenden Städten Europa's; dafür sieht man aber auch keine Betrunkenen dort. Das Hauptvergnügen besteht im Spazierenfahren. Der Handwerker, der sich das ganze Jahr kein Vergnügen gestattet, arbeitet noch fleißiger, wenn er an den Corso (die Spazierfahrt) denkt; seine Frau spart in der Kleidung und im Haushalt noch mehr und zählt die Tage bis zu der Zeit, wo sie „in carozza“ (im Wagen) fahren kann.

Lebhaft wogt das Volk durch die Straßen. Junge Bursche in schwarzen Sammtjacken, Kränze um die Mützen oder die spitzen Hüte, ziehen jubelnd dahin, die Mandoline im Arm. Dort kommt ein Wagen mit einer ganzen Familie; es ist eine Handwerkerfamilie in einem Fiaker. Auf den freien Plätzen in oder vor der Stadt setzen sich dann die Bekannten zusammen, plaudern, singen und tanzen, bis die Sonne untergeht. Dann ziehen die Fröhlichen heim, lustig, wie sie gekommen sind, ohne von der Freude übersättigt zu sein, ohne mit Speise und Trank sich überladen zu haben, und durch die milde Abend-

lust klingen die Mandolinen und die hellen Stimmen der singenden und lachenden jungen Männer und Mätchen.

Geld auf der Straße.



Zu der Zeit, als man noch nicht überall in Paris auf den Straßen und nur an den wenigsten öffentlichen Orten rauchen durfte, trieb sich eine Gattung Menschen herum, die

sicherheitsgefährlicher war, als sie aussah. So ein Bursche im abgetragenen Rock mit zerrissenen Hosen und Schuhen und mit abgegriffenem Hute bot gerade keinen erfreulichen Anblick. Dennoch drängte er sich überall ein, wo Leute in großer Menge beisammen waren, und bot aus einem Kästchen, das wie ein Leierkasten aussah, Schwefel- und Zündhölzchen zum Verkaufe an. Häufig aber diente ihm dieses Hausiren nur zum Deckmantel anderer Unternehmungen, und die Schwefelholzverkäufer standen in dem Rufe, daß sie wie Raben stehlen.

Der Creditverein vom hl. Joseph

ist eine Anstalt, welche in unserer geld- und creditbedürftigen Zeit gar sehr am Platze ist. Er ist aber keinen von jenen Vereinen, welche den Mittelleuten und Armen das Geld aus der Tasche locken und zur Bereicherung einiger weniger Spekulanten dienen, sondern er kommt seinen Mitgliedern allen in gleicher Weise zu Gute und zwar, weil er ein katholischer Verein ist, an Leib und Seele. Es ist von ihm im „St. Josephsblatt" 1865 Nr. 12 und 1867 Nr. 9 bereits die Rede gewesen und an letzterer Stelle Mittheilung der Statuten versprochen worden. Diese soll nun im Folgenden geschehen.

Mitglied des Vereins kann jeder Katholik werden; auch Wittwen verstorbener Vereinsmitglieder und Frauen, die selbstständige Geschäfte führen, können als Mitglieder aufgenommen werden und genießen alle Rechte, ausgenommen das der Theilnahme an den Versammlungen. Jedes Mitglied betet täglich für das Aufblühen des christlichen Familienlebens ein Vater unser und Ave Maria mit dem Zusatze: „Bitte für uns, o hl. Joseph, auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi!" Der Jahresbeitrag ist wenigstens 1 Thaler (monatlich 2½ Sgr.). Die Mitglieder sollen darauf Bedacht nehmen, vornehmlich mit braven christlichen Menschen in Verkehr zu treten, diesen Arbeit zu geben, von ihnen zu kaufen u. s. w.; sie sollen den Arbeitern und Handwerkern baldmöglichst Zahlung leisten und nicht auf zu langen Credit Anspruch machen. Jeder einzelne Verein steht unter Leitung eines Geistlichen als Präses, dem ein Direktor und ein Unterdirektor, ein Schriftführer, ein Kassier und ein oder mehrere Räthe beigegeben sind. Die so zusammengesetzte Vereins-Direktion führt die Verwaltung und bestimmt, welchen Personen Geld, wie

viel und auf wie lange geliehen werden soll. Der Kassier des Vereins hat Caution zu stellen. Die Mitglieder des Vereins erhalten gegen Schuldschein oder Wechsel Darlehen zu vier Prozent; Hypotheke wird nicht erfordert; die Rückzahlung des Darlehens muß längstens ein Jahr nach dem Empfang beginnen. Vereinsfeste sind: das Schutzfest des hl. Joseph, am 3. Sonntag nach Ostern, und das Fest Mariä Empfängniß; alle Jahre wird ein Gottesdienst für die verstorbenen Mitglieder gehalten. Die Vereinsversammlungen finden monatlich statt und werden dabei Vorträge gehalten.

Wie zweckmäßig, ja nothwendig ein auf solchen Grundsätzen beruhender Verein sei, beweist der Umstand, daß gerade jetzt viele Menschen aus Mangel an Mitteln für die Gründung eines Hausstandes und viele Familien durch Mangel an Mitteln für die Fortführung ihres geschäftlichen Erwerbszweiges in das Proletariat hinabsinken oder sich den Wucherern überliefernd ihr Gewissen und ihre Religion zum Opfer bringen müssen. Der Mittelstand, das kräftige Bürgerthum, ist die Stütze der Kirche und des Staates, und ihn zu erhalten und zu heben ist die Pflicht beider.

Die St. Josephs-Vereine

waren in der Generalversammlung der bayerischen Gesellen-Vereine in München am 7. September durch die hochw. HH. Präsides Erhard von Egg, Schmidmayer von Au und Frhr. v. Busek von Memelsdorf und durch den hochw. Hrn. Ponholzer als derzeitigen Diöcesanpräses der in der Augsburger Diöcese bestehenden Vereine vertreten. Der hochw. Hr. Präses Erhard legte der Versammlung den Zweck und die Einrichtung der St. Josephs-Vereine dar, indem er zuerst darauf hinwies, wie die traurige Lage der Handwerksgesellen in dem Gesellenvereine ein Heilmittel erhalten habe, und dann fortfuhr: Unglaube und Sittenlosigkeit haben auch unter den jungen Leuten auf dem Lande Anhänger gefunden. Die falsche Aufklärung wird durch Wort und Schrift unter ihnen verbreitet. Die Familienbande sind vielfach gelockert. Bekanntlich werden die jungen Leute bei uns schon mit 16 Jahren aus der Feiertagsschule entlassen; unbesonnen wie sie meistens sind, laufen sie Gefahr, in Unwissenheit und Rohheit zu versinken; dem Seelsorger gehen sie so zu sagen aus der Hand. Nun ist der

St. Josephs-Verein dazu da, junge Bursche als ordentliche Mitglieder, Männer als Ehrenmitglieder aufzunehmen. Ein lediger Bursche ist Führer des Vereins, ein Paar sind Ordner und ein paar Männer werden gleichfalls noch in die Vorstandschaft genommen. Der Verein versammelt sich in der Regel jeden zweiten oder dritten Sonntag im Monat Nachmittags nach dem Gottesdienste und bleibt bis 6 oder 7 Uhr beisammen. Vom Präses oder einem Mitgliede wird ein Vortrag gehalten, z. B. über Landwirthschaft, und das Vorgetragene dann besprochen. Passend sind auch Vorträge aus der Geschichte, in denen mancher sittliche Wink angebracht werden kann, den man sonst nicht anbringen könnte, ohne eine Predigt zu halten. Außerdem wird declamirt, gesungen und Musik gemacht. Auch für die Männer soll manchmal ein passender Vortrag gehalten werden, wie über Feuer- oder Hagelversicherung, über die neuen Gesetze u. s. w.

Darauf legte der hochw. Hr. Präses dar, inwieferne der St. Josephs-Verein mit dem Gesellenverein zweckverwandt, und wie vortheilhaft es sei, wenn beide Vereine in einem näheren Verhältniß zu einander stehen. Was die Gesellenvereine für die jungen Handwerker, das sollen die St. Josephs-Vereine für die Bursche, seien es nun Bauernbursche oder Handwerker, auf dem Lande, in Dörfern und an solchen Orten sein, wo keine Gesellenvereine gegründet werden können. Es sei daher wünschenswerth, daß Mitglieder des Joseph-Vereins, die Handwerker sind, wenn sie wandern und in Orte kommen, wo Gesellenvereine sind, sogleich daselbst Aufnahme finden. Die Generalversammlung der Präsides der bayerischen Gesellenvereine erkannte denn auch die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der St. Josephs-Vereine einstimmig an, und nach einer längeren Berathung, an welcher sich außer den obengenannten hochw. HH. Präsides auch die hochw. Hrn. Centralpräsides Gruscha von Wien, Müller von Berlin und Mayr von München und der hochw. Hr. Präses Prof. Hiltensberger von Kempten betheiligten, beschloß die Generalversammlung, die St. Josephs-Vereine als Brudervereine des Gesellenvereins anzuerkennen in der Weise, daß Mitglieder des St. Josephs-Vereins, welche Handwerksgesellen sind, in den Gesellenverein unangemeldet aufgenommen werden. Zu diesem Zweck sollen die Vorstände der St. Josephs-Vereine eine gemeinsame Legitimation einführen. Auch sollen die Statuten des St. Josephs-Vereins in den „Rhein. Volksblätter" abgedruckt und die Sache des Ver-

reins dem Wohlwollen der Gesellen-Vereins-Vorstände empfohlen werden. Damit die letzteren sich der Mitglieder des St. Josephs-Vereins in wünschenswerther Weise annehmen können, werden die hochwürdigsten Ordinariate gebeten werden, dem Diöcesan-Präses Kenntniß von der Gründung der gedachten Vereine in der Diöcese zu geben.

Das „St. Josephsblatt" hat von den St. Josephs-Vereinen bereits im Jahrgang 1865 Nr. 2, 5 u. 11 (wo auch die allgemeinen Statuten abgedruckt sind), im Jahrg. 1866 Nr. 6 Beilage (wo die besonderen Statuten und das Verzeichniß der bereits bestehenden Vereine sich finden) und Nr. 12 Beilage, im Jahrg. 1867 Nr. 5 (wo ein neues Verzeichniß der Vereine steht) Bericht erstattet und wird nicht verfehlen, seinen lieben Lesern weitere Mittheilungen über diesen nützlichen Verein zu machen.

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 491 fl. 26½ kr. — Von Br. M. K. in K. 1 fl. 45 kr. — Von Lehrer Kollros in O.-Eisenbach 1 fl.

Für die Mission Groß-Oschersleben.

Uebertrag 30 fl. 51 kr. — Von einem Dienstboten 30 kr. — Freiwillige Gabe von der Schuljugend zu Ohlstadt 2 fl. 24 kr. — Von einigen Lesern des St. Josephsblattes in der Pfarrei Pretzfeld 6 fl. 15 kr. — Von einem Dienstboten in Hagenau 18 kr. — Zu Ehren des h. h. Altarsakramentes von einigen Lesern des St. Josephsblattes im Königreich Sachsen 10 fl. 30 kr. — Aus Achdorf 2 fl. — Aus Falkenberg 10 fl. — Von J. D. in W. 36 kr.

St. Cunibert-Bau-Lotterie.

Zum Zwecke des schnelleren Ausbaues der St. Cunibert-Kirche, einer der ältesten und schönsten Kirchen Köln's im nördlichsten Stadttheile am Rheine gelegen, ist mit hoher ministerieller Genehmigung eine Lotterie in's Leben getreten. Es werden 16,000 Loose, à 7½ Sgr. das Loos, ausgegeben und 1200 Gewinne ausgespielt, bestehend in geschenkten Gegenständen mancherlei Art, als: Kaffee-Servicen, deren eine von Silber, Pendulen, Wand- und Taschenuhren, viele Handarbeiten von Damen in Bunt- und Weiß-Stickereien, Ausschmückungen für Salons, Mobiliar-, Haus- und Küchengeräthe, Gold- und Silbersachen, Antiquitäten, Oelgemälden, wissenschaftlichen Werken, Kupferstichen, Teppichen &c. &c., darunter **mehrere werthvolle Geschenke von Ihrer Majestät der Königin Auguste.**

Als Zeitpunkt der Ziehung ist der 12. November in Aussicht genommen. Bei Abnahme von 25 Loosen und mehr wird eine bedeutende Provision vom Geldbetrage zugesichert. Briefe und Gelder erbitte mir franco.

Köln, im Juli 1867.

Die Haupt-Agentur
F. C. Hittorff,
an der Linde 4, bei St. Cunibert.

Auf das St. Josephsblatt

werden jederzeit bei jeder Post und Buchhandlung Bestellungen (der Jahrgang zu 15 kr. = 5 Sgr.) angenommen und vollständige Exemplare geliefert. Der Jahrgang 1864 ist nunmehr vergriffen. Von den Jahrgängen 1865 und 1866 ist aber noch eine Parthie vorräthig und werden dieselben zusammen um 24 kr. = 8 Sgr. = 40 Nkr. abgegeben.

Das Münchener Sonntagsblatt, illustrirtes Volksblatt für Unterhaltung und Belehrung,

wird dem kathol. Volke dringend zum Abonnement empfohlen. Es kann jederzeit bei jeder Post und Buchhandlung mit 30 kr. = 9 Sgr. = 50 Nkr. für das Quartal bestellt und vollständig bezogen werden. Durch die Buchhandlungen kann man es auch in Monatsheften erhalten.

Red.: Dr. **Lang.** — Expedition f. d. Buchhandel u. f. auswärts **Promenadepl. 6/3**, f. d. hies. Abonnenten **Frauenplatz 10.**
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 11 November 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Der Schmied von Regenbach.

Im Fürstenthum Hohenlohe-Langenburg liegt ein Dorf, heißt Regenbach, wo sich vor einigen Jahren die folgende herzzerreißende, aber auch herzerhebende Geschichte zugetragen hat.

Es war des Nachmittags, im Frühjahr oder im Herbst, das wußte mir mein freundlicher Berichterstatter nicht genau zu sagen, da saßen in der Wirthsstube zu Regenbach viele Männer und Frauen aus dem Dorfe bei einander in gemüthlicher Ruhe, und ließ sich Keiner von ihnen träumen, was an diesem Tage noch Schreckliches und Furchtbares geschehen sollte. Auch der Schmied saß unter den fröhlichen Leuten, ein starker rüstiger Mann mit einem recht entschlossenen Gesicht und kühnem Blick, aber auch mit einem so gutmüthigen Lächeln auf den Lippen, daß ein Jeder ihn lieb haben mußte, wer ihn nur ansah. Jeder schlimme Gesell mochte ihm ja aus dem Wege gehen, denn der wackere Schmied konnte kein Unrecht und Bösthun leiden, und es war nicht gerathen, mit ihm an-

zubinden, außer im guten Sinne. Seine Arme waren wie Eisenstangen und seine Fäuste glichen Schmiedehämmern. Nur wenige Menschen gab es, die es an Körperkraft mit ihm aufnehmen konnten.

Der wackere Schmied saß nicht weit von der Thür und plauderte mit einem Nachbar, ich weiß nicht von was. Auf einmal springt die Thür, auf und ein großer Hund kommt in die Stube hereingeschwankt, ein großes, starkes, mächtiges Thier, von grimmigem, schrecklichem Aussehen. Den Kopf mit den rothglühenden, schauerlichen Augen hielt er gestreckt, das Maul stand ihm offen, die bleifarbene Zunge hing ihm weit aus dem Halse, und den Schwanz hatte er zwischen die Hinterbeine geklemmt. So kam das Thier zur Stube herein, die keinen Ausgang weiter hatte, als nur die einzige Thür. Kaum hatte aber der Nachbar des Schmieds, es war der Bader vom Ort, das Thier gesehen, so wurde der Mann todtenblaß, wie der Kalk an der Wand, und sprang auf und rief mit entsetzter Stimme: „Herr Jesus Christus, Leute, der Hund ist toll!"

Aber nun dieser Schrecken! Die Stube war fast angefüllt von Männern und Frauen, und das wüthende Thier stand vor dem einzigen Ausgange und konnte Niemand ins Freie, außer er mußte an ihm vorbei. Die Bestie aber schnappte wild nach rechts und links, und Keiner vermochte an ihr vorüber zu kommen, ohne gebissen zu werden. Das gab ein Angstgekreisch zum Entsetzen! Alle sprangen auf und wichen zurück und schauten mit stieren Blicken voll Todesangst auf den tollen Hund. Wo gab's Rettung vor ihm?

Da stand auch der Schmied auf, und wie er die Todesangst der vielen Menschen sah und es ihm blitzschnell durch den Sinn fuhr, wie viele der glücklichen und zufriedenen Leute durch den tollen Hund könnten grenzenlos elend gemacht werden, da faßte er einen Entschluß, wie es kaum seines Gleichen gibt in der Geschichte der Menschheit an Hochherzigkeit und Edelsinn. Freilich erblaßten seine gebräunten Wangen ein wenig, aber sein Auge funkelte in wahrhaft göttlichem Feuer, und eine erhabene Entschlossenheit leuchtete von der Stirn des schlichten, einfachen Mannes.

„Zurück Alle!" donnerte er mit seiner tiefen, kräftigen Stimme. „Keiner rühre sich; denn Keiner kann das Thier zwingen, außer ich! Ein Opfer muß fallen, um Alle zu retten, und dies Opfer will ich sein! Ich bändige das Thier, und während ich's thue, entflieht ihr." —

Und der Schmied hatte kaum diese Worte gesprochen, so kam die Bestie von tollem Hund heran, und gerade auf den kreischenden Menschenknäuel zu. Kam aber nicht weit. „Drauf mit Gott!“ rief der Schmied, und drauf stürzte er auf das wüthende Thier, packte es mit seinen Riesenarmen und warf es zu Boden.

Ach, das war ein entsetzlicher, schrecklicher Kampf, der nun folgte! Grimmig biß der Hund um sich und sträubte sich mit Stöhnen und dumpfem Geheul. Seine zollangen Zähne zerrissen den Arm, den Schenkel des hochherzigen Schmied's, aber der Schmied ließ ihn nicht los. Nicht achtend des grimmigen Schmerzes, nicht achtend den gewissen schrecklichen Tod, der dem Kampfe folgen mußte, hielt er mit Riesenkraft die schnappende, beißende, stöhnende Bestie nieder, bis Alle entflohen, gerettet und in Sicherheit waren, bis auf ihn. Da schleuderte er die halberwürgte Bestie von sich gegen die Wand, und bluttriefend mit giftigem Geifer besudelt, verließ er das Zimmer und verschloß die Thür hinter sich. Durch das Fenster schoß man den Hund todt. Aber, o barmherziger Gott! was sollte aus dem unglücklichen, wackeren Schmied werden? Weinend und weheklagend umringten ihn die Leute, die er gerettet hatte, gerettet auf Kosten seines eigenen Lebens!

„Seid still, Männer, weint nicht um mich, Frauen und Kinder,“ sagte er. „Einer mußte sterben, um die Anderen zu retten. Dankt mir auch nicht, denn ich habe nur eine heilige Pflicht erfüllt. Wenn ich todt bin, so denkt meiner in Liebe und betet für mich, daß mich Gott nicht zu lange und zu sehr leiden läßt. Daß aber kein weiterer Schaden durch mich geschieht, da ich nun auch freilich toll werden muß, dafür will ich sorgen!“

Und er ging gerade den Weg zu seiner Schmiedewerkstatt und da suchte er schwere Ketten heraus, die schwersten und festesten aus seinem ganzen Vorrath, und dann fachte er ein Kohlenfeuer an, ein mächtiges, und handhabte den Blasbalg, und dann glühte er die Ketten, und mit eigener Hand schmiedete er sie um Hand und Fuß und um den Amboß, den keine Menschenkraft aus der Erde reißen konnte, wie keine Menschenkraft im Stande war, die eisernen Ketten zu brechen. „So, nun ist's geschehen,“ sagte er nach schweigend und ernstlich vollbrachtem Werke, „nun seid Ihr sicher und ich bin unschädlich. So lange ich lebe, bringt mir meine Kost, das Andere füge Gott. In Seine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Nichts konnte den braven Schmied retten, nicht Weinen, nicht Jammern, nicht Gebet. Die Wuth ergriff ihn und nach

nenn Tagen mußte er sterben — aber wahrlich, er starb nur, um an Gottes Throne zu einem schöneren, zu dem herrlichsten Leben zu erwachen. Er starb, aber sein Andenken lebt fort von Geschlecht zu Geschlecht, von Kind zu Kind, und gesegnet sei es bis an der Welten Ende. (Westfäl. Volksbl.)



Naglstaetter.

Die heil. Katharina.

Im Jahrgang 1865 dieses Blattes ist den Lesern ein altes Bild der heil. Katharina vorgestellt; dieses Mal soll ihnen wieder ein anderes gezeigt werden. Auch ist dort eine kurze Lebensgeschichte dieser hl. Jungfrau und Martyrin mitgetheilt, weßhalb hier nur noch Einiges nachgetragen zu werden braucht.

Sie erblickte das Licht der Welt in Alexandria, einer Stadt in Aegypten, welche damals nach Rom die größte der Welt und der Sitz hoher Gelehrsamkeit und Kunst war. Einige Schriftsteller berichten, sie sei eine Tochter des römischen Kaisers Maximin gewesen, weßhalb sie häufig mit einer Krone auf dem Haupte dargestellt wird. Jedenfalls waren ihre Eltern reich und adelig und gaben ihr eine sorgfältige Erziehung. Daher zeichnete sich Katharina bereits in ihrem 18. Jahre durch Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Verstandesschärfe aus. Dem

römischen Kaiser Marentius, welcher die Christen bitter haßte, suchte sie die Herrlichkeit und Schönheit des Christenthums zu beweisen; er berief dann 50 der gelehrtesten Männer, um die weise Jungfrau zu widerlegen, aber sie konnten ihr nichts anhaben und mußten sich beschämt zurückziehen. Marentius versuchte jede Art von Schmeichelei, um die Heilige im Glauben wankend zu machen, und wüthend über seine unnützen Bemühungen ließ er sie einkerkern, mit Kolben schlagen, eilf Tage hungern und dürsten und endlich auf ein Rad flechten. Auf das Gebet und Kreuzeszeichen der Heiligen wurde das Rad von einem Hagelwetter zerschmettert. Endlich erlangte Katharina die Palme des Marterthums durch Enthauptung.

Ihrer Gelehrsamkeit wegen wird die hl. Katharina als Patronin der Gelehrten verehrt. Auf Bildern ist ihr Schwert und Palme und das Rad beigegeben.

Die Volksschule.

In Oesterreich, Bayern und Baden, in welchen Ländern gegenwärtig die Feinde der katholischen Kirche das große Wort führen, wird von denselben mit aller Macht darauf hingearbeitet, der Geistlichkeit den Einfluß, welchen sie bisher auf die Volksschule gehabt hat, entweder vollständig zu nehmen, oder doch wenigstens auf das Alleräußerste zu beschränken. Man will dem Geistlichen höchstens noch erlauben, ein oder zwei Mal in der Woche in der Schule zu erscheinen und den Religionsunterricht zu ertheilen, weiter aber soll er in die Einrichtung der Schule und in den Gang des Unterrichts nichts mehr einzureden haben. Man nennt dieß „Trennung der Schule von der Kirche" oder mit einem vornehmeren Titel: „Emancipation der Schule". In Baden hat der hochwürdigste Herr Erzbischof von Freiburg schon seit Jahren auf das Kräftigste sich gegen alle Versuche gewehrt, welche die Freimaurer machten, der Kirche ihren Einfluß auf die Schule zu entreißen; in Bayern, wo die Staatsregierung eben erst einen neuen Schulgesetz-Entwurf hat ausarbeiten lassen, der den Kammern vorgelegt werden soll, hat der hochwürdige Klerus bereits in allen Diöcesen sich entschieden gegen jenen Entwurf ausgesprochen.

Unter den verschiedenen Kundgebungen, Erklärungen und Adressen, welche in dieser Beziehung in jüngster Zeit in die Oeffentlichkeit gelangt sind, ist die Adresse des Dekanats Kitzingen an den hochwürdigsten Hrn. Bischof von Würzburg am besten geeignet, eine klare Vorstellung von dem, um was es sich bei der ganzen Angelegenheit handelt, zu geben, weshalb ihr Inhalt hier den Lesern vorgeführt werden soll.

Die Volksschule gehört als wesentliches Glied zum Leibe der Kirche, sie ist von jeher der eine Arm der Kirche gewesen. Der Versuch, die Kirche aus der Volksschule zu verdrängen, kann nur aus einer religionsfeindlichen Gesinnung entspringen. Der Kirche zumuthen, ihrem Einfluß auf die Volksschule zu entsagen, ist soviel als einen Akt des Hochverraths gegen ihren Meister, sowie einen Selbstmord von ihr verlangen. Die Kirche hat auf die Schule ein dreifaches Recht: 1) ein aus ihrem Verhältniß zur christlichen Familie abgeleitetes Recht. Die Eltern übergeben nämlich ihre Kinder der Volksschule nur, indem sie voraussetzen, daß die Kinder in derselben eine christliche Erziehung erhalten. 2) Durch die hl. Taufe werden die Kinder der Kirche Christi einverleibt; die Kirche hat aber vom Herrn die Aufgabe, in seinem Sinn und Geiste die ihr anvertrauten Seelen zu lehren und zu erziehen. 3) Auch ist die Schule eine Tochter der Kirche und von derselben zu einer Bildungsschule des Christenthums großgezogen worden. Dieses Recht der Kirche auf die Schule hat die Staatsregierung bis in die neueste Zeit anerkannt, indem sie Geistliche als Lokal- und Distrikts-Schulinspektoren aufgestellt hat. Damit ist das Interesse des Staates und der Kirche an der Wohlfahrt der Schule gebührend berücksichtigt. Jetzt aber will man den Geistlichen nicht bloß die Distrikts-Schulinspektion, sondern auch die Lokalinspektion abnehmen und jene weltlichen Inspektoren, diese aber den Ortsschulräthen übertragen. Die Geistlichkeit wird sich aber nie dazu herbeilassen, in den Ortsschulrath einzutreten, und die Staatsregierung hat kein Recht, sie dazu zu zwingen. Ferner muß der konfessionelle Charakter der Schulen aufrecht erhalten werden, d. h. eine Schule mit katholischen Schülern muß auch einen katholischen Lehrer haben. Wenn wider Erwarten der neue Schulgesetzentwurf von den Kammern angenommen wird und in's Leben tritt, dann wird die Geistlichkeit die Lehr- und Lernfreiheit, insbesondere das Recht verlangen, eigene Pfarrschulen zu gründen.

In der zweiten Hälfte des September haben die hochwürdigsten Herren Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns in einer gemeinschaftlichen Eingabe an den König gegen den neuen Schulgesetz-Entwurf protestirt und gebeten, denselben in seiner jetzigen Fassung nicht dem Landtag vorlegen zu lassen.

Pius VII. und Napoleon I.

Bis dieses Blatt in die Hände der lieben Leser kommt, ist vielleicht eine der schmählichsten Gewaltthaten, welche jemals unternommen worden sind, schon vollzogen. Bekanntlich arbeitet schon seit einer Reihe von Jahren die Revolutionspartei in Italien darauf hin, den Papst aus Rom zu vertreiben und dem Papstthum überhaupt ein Ende zu machen. Einmal in neuester Zeit, nämlich im November 1848, ist es ihr schon gelungen, den jetzt noch regierenden Papst Pius IX. zur Flucht aus Rom zu zwingen. Er kehrte im April 1850 aus der neapolitanischen Stadt Gaëta, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, zur großen Freude seines Volkes und der ganzen Christenheit nach Rom zurück. Eine französische Besatzung verhinderte den Ausbruch innerer Unruhen, welche die Revolutions-Partei unermüdet anzustiften trachtete. — Aber eben dieß erbitterte sie dermaßen, daß sie auf den jetzigen Kaiser Napoleon einen Mordversuch machen ließ und ihn an den Eid erinnerte, den er in seiner Jugend den auf den Sturz des Papstthums hinarbeitenden Geheimbündlern geleistet hatte. Er ließ sich einschüchtern und begann, um seine ehemaligen Bundesbrüder einigermaßen zufrieden zu stellen, den italienischen Krieg, in Folge dessen Papst Pius IX. um den größeren Theil seiner Staaten kam. Napoleon würde wohl die völlige Beraubung des päpstlichen Stuhles zugelassen haben, wenn ihn nicht die immer größere Mißstimmung der katholisch gesinnten Mehrheit des französischen Volkes dazu veranlaßt hätte, den Papst wenigstens im Besitze Roms und des Restes des Kirchenstaats zu schützen. Aber die Revolutionspartei ließ Napoleon keine Ruhe, bis er seine Truppen aus Rom abrief und der Regierung des Königreichs Italien, welche nach der Pfeife der Revolutionspartei tanzen muß, in ihrem Streben nach dem Besitze von Rom freie Hand ließ. Jeden Tag kann jetzt die Nachricht kommen, daß die Truppen des Königs Viktor Emanuel Rom besetzt haben. Die Feinde

pen feindlich besetzt wurde. Er sprach über den Kaiser den Kirchenbann aus. Dieser spottete darüber: „Glaubt denn der Papst, daß ob des Bannes meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen werden?“ Und nach drei Jahren hieß es in einem französischen Armeebericht aus dem russischen Feldzuge wörtlich: „Unseren Soldaten fallen die Waffen aus den Händen!“

Fünf Jahre lang wurde Papst Pius VII. als Gefangener in Frankreich und Italien herumgeschleppt. Nach dem Unglück in Rußland kam Napoleon, etwas milder gestimmt, mit dem Papst wieder in Fontainebleau zusammen und hatte mit ihm mehrere Unterredungen, aber er konnte von dem standhaften Greis nichts von dem erlangen, was er ihm zumuthete, besonders nicht die Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft. Aber noch in demselben Jahre (1813) erlitt Napoleon jene große Niederlage bei Leipzig, welche für ihn selbst den Verlust des Thrones zur Folge hatte, und am 24. Mai kam Pius VII. wieder nach Rom und erhielt im folgenden Jahre den Kirchenstaat zurück.

Sollen wir, indem wir dieser Geschichte uns erinnern, nicht die Hoffnung hegen, daß mit Gottes Hilfe auch die jetzigen schweren Drangsale über kurz oder lang in Sieg und Triumph sich verkehren werden?

Kalender für das katholische Volk.

Seit zwanzig Jahren ist eine immer größere Anzahl von solchen Kalendern erschienen, die dem katholischen Volke empfohlen werden können. Bereits werden von den Buchhändlern Kalender für das nächste Jahr verschickt und angezeigt, und da kann es den Lesern des St. Josephsblattes gewiß nur angenehm sein, wenn ihnen eine Anzahl guter Kalender namhaft gemacht wird, aus denen dann jeder seine Auswahl treffen kann. Der in Münster erscheinende treffliche „Literarische Handweiser“, ein Blatt, das wegen des Reichthums und der Gediegenheit seines Inhalts und seines billigen Preises (25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr. für den ganzen Jahrgang von 12 Nummern) die weiteste Verbreitung verdient, hat auch den katholischen Volkskalendern seine Aufmerksamkeit zugewendet und führt eine ganze Reihe derselben an, die in diesen und den nach-

folgenden Nummern den Lesern des St. Josephsblattes zur Kenntniß gebracht werden sollen.

1) Kolping's Kalender für das katholische Volk, verfaßt von Präses Schäffer (Köln, Verlag von Dumont-Schauberg, 119 S., Preis ohne Kalendarium 8 Sgr. = 27 kr.), mit 6 Stahlstichen. Inhalt: eine recht volksthümliche Vorrede; ein ansprechendes Gedicht aus Bischof Arnoldi's Leben; eine populäre Unterhaltung über die Zeit des Osterfestes; eine gut erfundene und knapp ausgeführte Erzählung zu dem Spruche: „Du sollst Vater und Mutter ehren"; eine ergreifende Rheinsage; eine zweite, ebenfalls wackere Erzählung: „Der schöne Fritz"; eine Schilderung Friedrichs von Spee; dazwischen Anekdoten, Räthsel, Sagen u. s. w.

2) Der Berliner St. Bonifacius-Kalender des Hrn. geistl. Rathes E. Müller (Berlin, Verlag von Jansen, 160 S., Preis m. Kalendarium 10 Sgr., ohne Kalendarium 8 Sgr.) ist schon in zwei Auflagen erschienen. Inhalt: Fortsetzung der Erzählung „Maria Dolores"; aktenmäßige Mittheilungen über die wunderbaren Heilungen in Philippsdorf; Statistisches aus der Berliner katholischen Gemeinde; Erzählungen von den böhmischen Schlachtfeldern; Berichte über das Gedeihen des Klösterchens Grünhof in Pommern (dem der Ertrag des Kalenders gewidmet ist) u. A. Kärtchen und Holzschnitt-Porträts erläutern die Berichte; das photographische Titelblatt stellt dar, wie die allerseligste Jungfrau am 20. Jan. 1842 dem jetzigen Pater Alphons Ratisbonne erschien.

3) Der Marien-Kalender (Regensburg, Verlag v. Fr. Pustet, 38 S., Preis 4 Sgr. = 15 kr.) ist recht hübsch ausgestattet. Auf das große Titelblatt mit Holzschnitt folgen die gewöhnlichen Kalendernotizen mit weißem Raum für Eintragungen. Dann erzählt Pfarrer Ott von der wunderbaren Heilung der M. Kade in Philippsdorf. Daran schließt sich die Erzählung von der Heilung der F. Zangerle zu Absam in Tirol; W. Zipperer bringt 10 Romanzen über die hl. Elisabeth; den Schluß machen längere Berichte über den vorjährigen Krieg in Deutschland und das große National-Concil in Baltimore. Bilder sind vielfach beigegeben.

4) Der Freiburger Sonntagskalender v. Pfarrer Rolfus verfaßt (Freiburg, Verlag v. Herder, 36 S., Preis 3 Sgr.) enthält 25 kleine Stücke meist aus der Welt- und Kirchengeschichte des vergangenen Jahres, populär erzählt und mit guten Nutzanwendungen versehen.

5) Kathol. Volkskalender von W. Grimme. (Neuß, Verlag von Schwann, 144 S., Preis ohne Kal. 8 Sgr.). Inhalt: „St. Michael“, eine Dorfgeschichte, prächtig erzählt und gut illustrirt; eine illustrirte Romanze „vom Spielmann und der Princeß“, kulturhistorische Schilderung „Rußland vor 100 Jahren“, Tagebuch eines Auswanderers nach Chili u. A.

6) Illustrirter Ermländischer Hauskalender von Domvikar Jul. Pohl (Braunsberg, Verlag von Peter, 96 S., Preis 6 Sgr.) Inhalt: eine erschütternde Erzählung von einem „armen Sünder“; Historisches über den Wallfahrtsort Glottau; ein Seeabentheuer; Persönliches und Humoristisches aus dem letzten Kriege; ein Schwank von Fritz Reuter u. A.

7) Illustrirter Kathol. Hauskalender zunächst für Schlesien und Posen, von dems. Verfasser und Verleger mit demselben Inhalt wie Nro. 7, nur daß an die Stelle der beiden ersten Lesestücke eine vaterländische Dorfgeschichte „Elisabeth“ getreten ist.

8) Der kathol. Heimathskalender für Stadt- und Dorfleute (Wels, Verlag von J. Haas), hat die Approbation des bischöfl. Ordinariats Linz und wird im „Südtiroler Volksblatt“ sowohl wegen seines durchweg religiös-sittlichen Inhalts, gekleidet in hübsche Erzählungen, als auch wegen seiner Billigkeit (14 Neukreuzer oder 9 kr.) bestens empfohlen. (Forts. folgt.)

Geld auf der Straße.

Vor 30 und mehreren Jahren standen in Paris auf öffentlichen Plätzen, in den von Arbeitern bewohnten Vorstädten und in der Nähe der Gesinde-Vermiethungs Bureaux im Freien aufgeschlagene Tische. Dieß waren die Werkstätten der öffentlichen Schreiber. Manche von ihnen hatten wohl auch ein kleines Bureau, in welchem sie, glücklicher als ihre im Freien arbeitenden Kollegen, warm und trocken saßen. Da wurden nun Schreibereien aller Art mit zierlichen Buchstaben und allerlei Schnörkeln ausgestattet, Eingaben, zärtliche und nicht zärtliche Briefe, Rechnungen, Quittungen u. s. w. auf Bestellung angefertigt und mit ein paar Kreuzern bezahlt. In den letzten Jahren ist auch dieser Erwerbszweig bedeutend in den Hintergrund gedrängt worden. Aus dem Innern der

Stadt sind die öffentlichen Schreiber allmälig verschwunden; nur in den äußeren, von Arbeitern bewohnten Vorstädten gibt es noch einige, und auch diese sind alte Männchen, die



wie Gespenster aus viel früherer Zeit in die unserige sich verirrt zu haben scheinen, gebrechene, zitternde Gestalten, dünn und fadenscheinig wie der Rock, den sie tragen, mit fahlem Gesicht und weißen Haaren.

Kernsprüche.
(Forts.)

Lüge. „Jener ist ein Lügner", sagt der hl. Augustin, „der anders denkt und anders spricht, ... der etwas Anderes auf der Zunge und etwas Anderes im Herzen hat."

In unserer so ganz verlogenen Zeit, wo von den Fürsten und Diplomaten angefangen bis herab zu den niederen Ständen Lug und Trug immer mehr allgemein werden, das Lügenhandwerk immer schamloser getrieben wird, möchte es von Nutzen sein, unsere guten ehrlichen Vorfahren zu befragen, was denn sie von der Lüge gehalten haben und wie sie ihre Anschauung in kernfesten Sprüchwörtern ausgesprochen haben.

1. Portrait des Lügners. Das Sprüchwort kennzeichnet den Lügner, daß ihn kein Maler anschaulicher malen könnte. Es sagt: Der Lügner verkauft Winde. Er schleift glatte Worte. Er trägt den Athem feil. Er sagt, was er von sich selbst gehört hat. Er redet aus der Lunge, nicht aus dem Herzen. Er saugt's aus seinen Fingern. Er sagt keine Wahrheit, sie entrinnt ihm denn.

Wegen einer Lüge wird er nicht roth. Er ist ein Lügenkrämer. Eher gehen dem Krämer die Waaren, als ihm die Lügen aus. Das Lügen kommt ihn so leicht an, daß er lügt einen ganzen Tag und steht auf einem Fuß dazu. Er lügt, wie wenn's gedruckt wäre. Er versteht es, Andern einen blauen Dunst vorzumachen. Er lügt in's Blaue hinein. Er lügt, daß der Rauch aufgeht. Er lügt, daß sich der Stecken (oder Balken) biegt. Er lügt, daß stübt (sagt der Schweizer.) Er verkauft faule Fische und hat stinkende Eier feil.

„Es wäre ein alter Gaul, wenn er am ersten Lug ein Fülle geworden wär", sagt der Schweizer. Hätte er an der ersten Lüge sterben sollen, er wäre längst todt. Du bist auch nicht an der ersten Lüge erstickt. Du lügst wie ein Fresser, und ein Fresser mag viel. Wenn Lügen schön Tuch wäre, wäre es nicht Wunder, daß er schöne Kleider hätte. Wenn Lügen wälsch wäre, so gäbe er einen guten Dolmetsch. Er gäbe einen bösen Zigeuner, er könnte nicht „wahrsagen." Dafür versteht er aber um so besser: einer Lüge eine Gestalt zu geben, einer Lüge ein schönes Mäntelchen umzuhängen, eine Lüge gut auszustaffiren, — und weiß der Fabel eine Farbe anzustreichen.

2. Schändlichkeit der Lüge. Die hl. Schrift verurtheilt die Lüge mit den schärfsten Worten; so Buch Sirach

20. Cap. „Ein häßlicher Schandfleck am Menschen ist die Lüge. Der Dieb ist noch besser als der beharrliche Lügner; Verderben aber erben beide." „Lügenhafte Lippen (Buch der Spr. 12. Cap.) sind dem Herrn ein Gräuel." Und kann man die Schändlichkeit der Lüge besser kennzeichnen, als es der göttliche Heiland selbst gethan hat (Joh. 8,44 ff.), der den Teufel als den ersten Lügner, als den Vater und Erfinder der Lüge bezeichnet und allen Lügnern auch heute noch sagt, wie den lügnerischen Pharisäern seiner Zeit: „Ihr habt den Teufel zum Vater und wollet nach den Gelüsten eures Vaters thun.... denn dieser ist ein Lügner und der Vater der Lüge." Das also ist die Verwandtschaft des Lügners, und darauf weiset auch schon ein altes deutsches Sprüchwort hin: „der Lügner trägt des Teufels Livré." — Vom Lügner selbst vor Allem, wie von jedem schlechten Menschen, gilt der Spruch: „Der muß lügen, der ihn preisen wollte." Wie eine Uhr, die anders schlägt und anders zeigt, verdorben ist, so auch der Mensch, der anders denkt und anders redet. Wohlgezogen, nie gelogen. Wer lügen kann, der ist zu allem Schlechten fähig. — Lügner und Schmeichler haben Honig im Munde und Galle im Herzen. Dem Lügner sieht man so tief in's Maul, als dem Wahrsager. Wenn die Lüge kalt wird, so stinkt sie.

3) Lügen und Stehlen. Wie die Verwandtschaft so ist auch die Gesellschaft des Lügners keine besonders empfehlende; denn wie die hl. Schrift ihm den Teufel zum Vater gibt, so gibt ihm unser Sprüchwort den Dieb und Räuber zum Gesellen. Da heißt es nämlich in verschiedenen Wendungen: Lügen und Stehlen geht mit einander. Lügen, Buhlen, Stehlen hängen an einander. Wer gern lügt, der stiehlt gern. Er lügt, als wenn's gedruckt wär' und stiehlt, als wenn's erlaubt wär'. (Schweizerisch.) — Wer lügt der stiehlt, wer stiehlt der lügt, das ist ein Sprüchwort, das nicht trügt. — Wer beginnt mit Lügen, endet mit Betrügen. Zeig' mir den Lügner, so zeig' ich dir den Dieb. Der Lügner und der Dieb wohnen unter Einem Dach.

4) Lüge findet sich häufig. Omnis homo mendax, sagt schon der Psalmist, — „jeder Mensch ist lügenhaft'" hat von Natur aus schon auch in seiner Selbstsucht und Eigenliebe ein kleines Erbtheil von Lügenhaftigkeit. Lügen in allen Formaten ist eine große Bibliothek. Lug und Trug ist der Welt Acker und Pflug.

5) Lügen ist leicht. Mancher löge einen ganzen Tag und stünde auf einem Bein dazu. Es gehen viel Lügen in einen Sack. Schlecht — ist bald geschliffen. Kostete jede Lüge ein Pfund, man löge nicht zu jeder Stund! Wäre Lügen so schwer wie Steine tragen, würde Mancher lieber die Wahrheit sagen.

6) Was gehört zum Lügen? Der Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben. Wer lügen will, vergesse vor dem Ende nicht seines Anfangs. Ein Lügner braucht eine feste Stirne und ein gutes Gedächtniß. Uebung macht auch hier den Meister. Wer immer lügt, der schämt sich zuletzt nicht mehr. Wer lügen will, muß sich erst selbst überreden, — dann kommt es am Ende so weit, daß man sagen kann: er lügt, daß er's selber glaubt.

Allein lügen — am besten. (Denn wenn andere Zeugen da sind, ist nicht gut lügen). Daher die Sprüche: Aus der Ferne ist gut lügen. Wer lügen will, soll von fernen Landen lügen, so kann man ihm nicht nachfragen. Wer von fernen Landen lügt, der lügt mit Gewalt. In der Ferne ist gut lügen und in der Nähe gut schießen.

(Fortsetzung folgt.)

Für den Bonifaciusverein.

Uebertrag 494 fl. 11½ kr. — Von Pfarrer J. P. L. 60 Meßstipendien pro deff. 30 fl. — Aus Leoben 1 fl. 12 kr. — Von V. T. 75 Meßstipendien à 40 kr. = 50 fl. — Zu Ehren Jesu, Mariä und Josephs 12 kr. — Von Bastetten 30 kr. — 3 Meßstipendien à 36 kr. und 36 kr. zusammen 2 fl. 24 kr. von M. B. in Pfahldorf. — Von Einem, der selbst nicht viel hat, 12 kr.

Für die Mission Groß-Oschersleben.

Uebertrag 63 fl. 24 kr. — Von Pfarrer J. P. L. 5 fl. — Zu Ehren der heiligsten und unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter unseren lieben Glaubensbrüdern zu Gr. O. als einen kleinen Stein zum Neubau ihres Gotteshauses 3 fl. 30 kr. — Gott segne es! 1 fl. 45 kr.

Red.: Dr. Lang. — Expedition f. d. Buchhandel u. f. auswärts Promenadepl. 6/3, f. d. hies. Abonnenten Frauenplatz 10.
Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Parcus).

München. Nr. 12. Dezember 1867.

St. Josephsblatt.



Illustrirte Monatsschrift für Belehrung und Unterhaltung des christlichen Volkes.

Gottes Hand.

Von G. Felsberg.

Obschon das gegenwärtige Zeitalter dem lieben Gott gleichsam nicht mehr erlauben will, Wunder zu thun, so nimmt Er, dessen Name Wunderbar heißet (Jes. 9, 6), nach seiner unumschränkten Macht sich doch die Freiheit, Wunder zu thun, wo, wie und wann er will, und Augen dafür zu schenken dem, der sie erkennen will. Aber gerade an diesen Augen fehlt es der Welt, sonst würde nie der Satz aufgestellt worden sein: Gott thut heutzutage keine Wunder mehr! Es gibt aber, Gott Lob! noch immer Tausende und aber Tausende, denen der Herr die Augen öffnet, daß sie das wunderbare Thun Gottes unter den Menschenkindern sehen, ihn dafür preisen und mit David, Psalm 139, 14 sagen können: „Wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl.“ Möge die nachfolgende Erzählung, die auf Wahrheit

beruht, und deren Inhalt mir erst vor Kurzem von einem befreundeten Pfarrer mitgetheilt wurde, ebenso meine Leser unterhalten, als ihnen nützlich sein.

Es war im Jahre 1865, da ging an einem Sonntage im Monat Juli die Sonne am schönen blauen Himmel gar prächtig auf und lachte ordentlich voller Freude auf ein Dorf herab, welches wir Berghausen nennen wollen, es heißt jedoch anders. Sie funkelte so schön, daß man meinte, sie sei während der Nacht geputzt oder neu angestrichen worden. Da und dort kamen die Burschen in Hemdärmeln bei einem Hause zusammen, und Jedermann meinte, es könnte gar nicht anders sein, als es müsse einen herrlichen Sommertag geben.

Manche Männer machten, weil es ein gar zu prächtiger Morgen war, zum Theil mit ihren Frauen einen Spaziergang durch die Gemarkung und betrachteten die wogenden Fruchtfelder mit ihren dicken Aehren, und Etliche rechneten in Gedanken schon aus, wie viel es ohngefähr Garben geben könnte, und was man dafür lösen könnte am Fruchtmarkt in der Stadt. Hernach wurden die Kartoffeläcker angeschaut und ein Stock herausgerissen, um zu sehen, ob sie auch gesund seien, und dabei wieder ausgerechnet, wie viel Säcke es geben könne. Dann ging's zu den Hanf- und Flachsfeldern, wie weit sie voran sind, und so wird ein Stück nach dem andern betrachtet. 'S war aber auch eine Pracht, selbst die Reben versprachen einen vollen Herbst und guten Wein; die Bäume hingen voll Obst und die Aepfel und Birnen bekamen schon rothe Backen. Und gar mancher dieser guten Leute von Berghausen dachte daran, wie er sich dieses Spätjahr noch einen neuen Acker, auf den er vielleicht schon lange spekulirt hatte, kaufen wolle, gerade wie wenn er ein König mit einem kleinen Lande werden wollte, und nur hie und da regte sich der Neid in Einem, wenn er sah, wie sein Nachbar, mit dem er in Feindschaft lebte, ebenso gesegnete Grundstücke hatte, wie er. Wenn's nicht gar zu früh an der Tageszeit gewesen wäre, ich glaube, es wären an diesem Morgen gar viele der Männer von Berghausen in ihrer Herzensfreude in den Adler oder ins Rößle gegangen, um einen Schoppen Achter zu trinken. Kurz, kein Herz dachte an etwas Schlimmes, und nach der Kirche setzte man sich fröhlich zu Tische, und das Essen schmeckte heute noch einmal so gut, und allerhand Pläne wurden gemacht, wohin man diesen Nachmittag gehen wolle.

Aber unterdessen hatten sich am Himmel, der bisher so stahlblau ausgesehen hatte, nach und nach kleine graue Wölkchen zusammengezogen, die immer dichter und dichter wurden, und nach einer kleinen Weile wurde es, obgleich es Mittagszeit war, wo es sonst am hellsten ist, so finster, daß es Einem ganz unheimlich wurde, und jetzt tönte auch ferner Donner, und einzelne dicke Tropfen fielen herab und schlugen an's Fenster, und plötzlich prasselte und knatterte es ganz sonderbar. „Herr Gott im Himmel!“ riefen jetzt viele aus schwerem Herzen herauf und schlugen ein Kreuz, „Herr Gott im Himmel, steh' uns bei, und sei uns gnädig; das ist Hagelwetter.“ Und immer stärker und stärker schlug es auf die Dächer und an die Fenster, als ob mit Steinen daran geworfen würde, und Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgten aufeinander, so daß die Kinder überall laut aufzuschreien begannen und zu den Eltern liefen und sie fast todt drückten vor Angst, und alle Gesichter wurden bleich und blaß, wie der leibhaftige Tod; das Lachen und Scherzen hörte auf, und selbst der Mund des Gotteslästerers verstummte, und er machte nach langer Zeit zum ersten Male wieder das Kreuzeszeichen. In jedem Hause stiegen Gebete zum Himmel und wurden Gelöbnisse gemacht und Almosen versprochen, denn Noth lehrt beten.

Jedoch Gottes unerforschlicher Rathschluß hatte es diesmal anders beschlossen. Kaum eine halbe Stunde tobte das Unwetter, dann wurde es wieder hell in der Natur, und der Donner tönte ferner und immer ferner, bis er gar nicht mehr zu hören war, und die Sonne zeigte sich wieder und schien neuerdings freundlich herunter. Allein, was war in dieser halben Stunde nicht Alles geschehen? Tausende von Ziegeln waren auf den Dächern zerschlagen, aber das wäre noch das Geringste gewesen, und diesen Schaden hätte man noch gerne ertragen, allein draußen auf den Feldern und in den Rebbergen, — — o weh! o weh! da sah es traurig aus, als jetzt die Leute mit schweren Herzen hinausgingen, um nachzusehen, was das Wetter für Schaden angerichtet hätte, und weinend erzählten sich die Frauen einander ihr Unglück.

Alles war verschlagen, tief in den Boden hinein. Kein einziger Halm stand mehr aufrecht. Mit der Ernte und mit der Traubenlese war es für dieses Jahr vorbei, und mit dem neuen Acker kaufen auch. Am Morgen früh hatte doch die Sonne so schön geschienen, und jetzt war es noch nicht einmal

ganz 1 Uhr Nachmittags, und war doch schon so viel Unglück geschehen! Aller Appetit ist den Leuten vergangen, als sie bedachten, daß sie ein ganzes Jahr sich umsonst abgemüht hatten. In Zeit von weniger als einer halben Stunde waren alle Hoffnungen und Pläne der Leute von Berghausen eingestürzt, wie ein Kartenhaus, das die spielende Hand eines Kindes mühsam aufgebaut hat, und welches durch einen Luftzug oder Odemzug umgeweht worden ist. Das Elend der ohnehin unbemittelten Gemeinde war so groß, daß vom Gerichte aus eine Sammlung in den umliegenden Amtsbezirken zu Gunsten der Beschädigten veranstaltet wurde.

Ein Gemeinderath und ein anderer Bürger von Berghausen kamen nun auch mit einem Wägelein ins Nachbardorf Feiterburg, das vom Hagelschlag verschont geblieben war, und sprachen unter Anderem auch den sogenannten Nazibauer, der einer der reichsten Bauern war, um eine Gabe an, der aber sagte gleich rundweg: „Ich gebe nix, gar nix!“

„Aber Nazibauer,“ sagte der Gemeinderath, „Ihr werdet doch nicht so unbarmherzig sein; denkt doch, wenn's unter die Leute käme, daß Ihr, einer der reichsten Bauern weit und breit, nichts gegeben hättet, während doch selbst die alte Salome da neben Euch mit ihrem einzigen Aeckerlein und ihrer Gais uns nicht leer ausgehen ließ, das gäbe ja ein furchtbares Gerede beim Volk. Bedenkt, Nazibauer, Gott wolle es zwar verhüten, aber es könnte doch möglich sein, daß Ihr selbst einmal ins Unglück kämet, und da wäre es Euch sicher auch nicht recht, wenn man hartherzig gegen Euch wäre. Nun, Nazibauer, wie ist's? Wie habt Ihr Euch jetzt besonnen?“ Aber der Nazibauer schüttelte den Kopf und sagte barsch: „Ich gebe nix! Ich hab's Euch ja schon gesagt, und laßt mich jetzt nur in Ruh! Ihr seid selber Schuld an Eurem Unglück, warum habt Ihr Euch nicht in eine Hagelversicherung aufnehmen lassen, wie ich. Mir kann so etwas nicht passiren. Wenn mir auch das Haus abbrennt oder die Felder verhagelt werden, so krieg' ich doch den Schaden baar ersetzt bei Heller und Pfenning, und brauche nicht, wie ihr, betteln zu gehen. Es ist nur gut, daß wir solche Anstalten haben und jetzt nimmer von Gott abhängig zu sein brauchen. Man muß sich selber zu helfen wissen, denn das ist doch nur Larifari, was einem die Geistlichen vorschwätzen auf der Kanzel. Ich frage nichts mehr nach Eurem Gott; wegen mir kann er hageln lassen, so viel er will, das ist mir all'

eins. Ich bin geschützt davor. Da wäre ich wohl nicht gescheut, wenn ich mich des Jahres über abplagen thäte für andere Leute." Bei diesen Worten setzte der Bauer seine Zipfelkappe auf, warf die Thür zu und ging in die Scheuer, und wenn des Nazibauern Tochter nicht gewesen wäre, so hätten die beiden Männer mit leeren Händen aus des reichen Bauern Haus gehen müssen. Das Mädchen aber ging in seine Kammer und holte aus seinem Sparhäfelein ein blankes Guldenstück, denn viel mehr hatte es nicht, und reichte es dar.

Das wäre nun der erste Theil von dem Ereignisse, und bevor ich das Ende erzähle, will ich einige Bemerkungen machen. Schau', lieber Leser, Gott hat den Menschen Verstand gegeben, hauptsächlich deßhalb, damit sie mit diesem Verstand einander hilfreiche Hand leisten können. Weil nun der Hagelschlag und der Blitz so große Verheerungen anrichten, so sind nun die Menschen durch den ihnen von Gott gegebenen Verstand darauf gekommen, Anstalten zu gründen, wodurch man mit wenig Geld, das man jährlich zahlt, sich vor den traurigen Folgen des Hagelwetters und eines Brandes so ziemlich bewahren kann, weil der Schaden vollkommen in guter Münze ersetzt wird. Man nennt solche Anstalten Feuer- und Hagelversicherungs-Anstalten, und kann sich in jeder Amtsstadt einschreiben lassen. Diese Anstalten sind mithin sehr nützlich, und es sollte kein Landmann aus Geiz sich abhalten lassen, sich einzuschreiben; denn es ist keine Sünde, sich auf rechte Weise vor Unglück zu bewahren. Man geht ja auch zum Arzt, wenn man krank ist, oder zum Viehdoktor, wenn dem Vieh etwas fehlt, damit's keinen Schaden gibt. Aber wohlgemerkt, man muß Alles in der rechten Absicht thun, und nicht, wie der Nazibauer, denken, daß man jetzt Gott einen Riegel vorgeschoben habe, so daß er einen nicht mehr heimsuchen kann, denn sonst straft Gott am Ende dich so schwer, daß du schier irrsinnig wirst vor Kummer und Unglück, gerade wie den Nazibauern.

Und jetzt kommt der zweite Theil von dem Ereigniß. Also der Nazibauer gab Nichts und kümmerte sich um das Gerede der Leute nicht viel und ließ sich, nach wie vor, seinen Speck und seinen Wein trefflich schmecken. So vergingen neun Monate. Da, es war im Anfange März des Jahres 1866, ging eines Sonntags Nachmittag der einzige Sohn des Nazibauern, mit Namens Kaspar, der aber, wie sein Vater, auch die Religion schon frühzeitig an den Nagel gehängt hat, zwei

Stunden weit weg zum Kegelspiel. Es dauerte nicht lange, so gab's Streit, und der Kaspar zog in seiner Rohheit sogar das Messer und wollte damit dareinschlagen; aber ein anderer Bursche sprang auf ihn zu, in der Absicht, ihm das Messer zu entreißen, damit es kein Unglück gebe. In dem Getümmel fielen aber Beide zu Boden, und im Fallen bog sich der Arm Kaspars, in dem er das Messer hielt, so daß er gerade hineinfiel. Das Messer durchstach ihm das Herz, das Blut strömte heraus, und noch ehe sein Vater, den man eilends durch einen reitenden Boten herbeirufen ließ, ankam, war Kaspar eine Leiche. Der Nazibauer als er ankam, that wie unsinnig und wollte schier verzweifeln, und als er gar die wahren Umstände erfuhr, da schlug er an seine Brust und rief: „Du strafst hart, Gott, aber gerecht," und auf dem Heimwege sprach er kein anderes Wort, als von Zeit zu Zeit: „ich hab's verdient, ich hab's verdient." Zu Hause angekommen, ergriff ihn ein hitziges Fieber, und gegen 5 Wochen lang lag er zwischen Tod und Leben auf dem Krankenbette. Als er Mitte April wieder aufstand, waren seine Haare kreideweiß geworden, aber auch er war anders geworden, nämlich ein braver Vater und gläubiger Christ. Er hat Gott seither nicht mehr durch Hochmuth gelästert, und auch Sorge getragen, sein früheres Unrecht, so viel er noch konnte, wieder gut zu machen.

Derartige Fälle von Gottes wunderbarer strafenden Gerechtigkeit, die oft zögert, aber nie ausbleibt, gibt's alljährlich in der Welt tausende und abermals tausende, nur werden sie nicht immer allgemein bekannt.

Die Geburt Jesu.

Die Luft ist kalt, der Wind weht rauh,
Der Abend sinkt auf Stadt und Au.
Die Eltern Jesu zieh'n umher
Und finden keine Herberg mehr;
Sie suchen bange überall
Und finden endlich einen Stall.
Im Felde hielten in der Nacht
Die Hirten bei den Heerden Wacht.
Da plötzlich schwebt ein Engel her
Vom Himmel; sie erschrecken sehr.
Der Engel steht in Glanz und Licht



Und spricht: „O, fürchtet euch nur nicht!
Ich thue kund euch große Freud;
Der Heiland ward geboren heut'.
Und dies soll euch zum Zeichen sein:
Zu Bethlehem im Stall allein
Liegt, preisgegeben Sturm und Wind,
Auf Stroh das arme Christuskind."
Drauf schwebt der Himmelsbot' empor
Und singt mit heil'gem Engelchor:
„Dem Herrn sei Ehre jederzeit,
Den guten Menschen Fried' und Freud!"
Als Alles wieder ruhig war,
Da sprach der Hirten frohe Schaar:
„Nach Bethleh'm wollen hin wir geh'n
Und sehen, was dort ist gescheh'n!"
Drauf eilen sie durch Nacht und Wind
Und suchen nach dem Himmelskind;
So kommen sie zum Stall im Feld
Und finden da den Herrn der Welt.
Sie knieen nieder, beten an,
Erheben frohen Muth's sich dann
Und ziehen wieder still zurück,
Im Herzen voller Freud und Glück. —

Der Samichlaus in der Schweiz.

In den Urkantonen der Schweiz beſchenkt der heilige Nikolaus an ſeinem Feſttage, dem 6. Dezember, die Kinder mit ſeinen Gaben, die im langen Menſchenleben unvergeſſen bleiben. Das Volk heißt ihn „Samichlaus“ (abgekürzt aus Sanct Nikolaus) und ſeine Beſcherung „ſchleicken.“ Bis vor wenigen Jahren beſtand in den genannten Kantonen ein eigenthümlicher Brauch. Wochenlang ertönte Abends nach dem Gebetläuten von den Anhöhen herab ein Knall wie ein Piſtolenſchuß. Er rührte von klafterlangen und armsdicken Peitſchen, den ſogenannten Schaubgeißeln her, welche von Burſchen mit aller Kraft geſchwungen wurden.

Je näher der Samichlaustag kommt, deſto eifriger ermahnt die Mutter ihre Kinder zum Beten. Für jedes Vaterunſer wird in ein viereckiges Stäbchen von Pfaffenkäppchenſtrauch, „Beile“ genannt, eine Kerbe eingeſchnitten, und die „Beile“ am Vorabend des Feſttages von jedem Kinde in ein Körbchen gelegt, welches dann der heil. Nikolaus mit Aepfeln, Lebkuchen und Nüſſen füllt. In einigen Gegenden des Kantons Luzern ſetzen die Kinder wohl auch eine Schüſſel mit ſüßem Rahm und einem neuen Löffel für den Samichlaus auf den Tiſch. Bisweilen erſcheint als Vorbote des Samichlaus mehrere Tage vor ſeinem Feſt ſein Knecht „Schmutzli“, in abgeriſſener Kleidung und mit einem großen Sacke und frägt nach dem Betragen der Kinder; böſen und faulen Kindern wird gedroht, daß ſie der Schmutzli in ſeinem Sack mitnimmt.

An einigen Orten des Luzernerlandes erſcheint der Samichlaus am Schleickabend im biſchöflichen Ornat, begleitet von Leviten und klingelnden Chorknaben und Engeln, welche in Körben die Gaben tragen; hinter ihm trollt der Schmutzli und treibt ſeinen Schabernack mit den Kindern. Der Samichlaus geht von Haus zu Haus, läßt ſich in der Wohnſtube von der Mutter über das Betragen der Kinder berichten, ſpendet Lob oder Tadel und theilt dann Bildbrode, Birnwecken, Eierbrode, Birnen, Aepfel und Nüſſe aus.

Mit großer Feierlichkeit wurde von Zeit zu Zeit der St. Nikolaus Umzug in Stanz, dem Hauptorte des Kantons Unterwalden, ausgeführt. Schon einige Tage vor dem Feſte ging ein als Hanswurſt gekleideter Mann, der Samichlaus-Geiggel, von Haus zu Haus, um für die Koſten des Umzugs eine Steuer zu erheben. Andere Geiggel (Hanswurſte) trieben

sich, mit Schellen behangen und mit Hörnern geziert, mittlerweile in den Gassen herum und neckten die Kinder. Der Zug selbst setzte sich am 5. Dezember Mittags 12 Uhr in Bewegung. Voraus schritten zwei Hanswurste mit Windlichtern. Dann folgte St. Nikolaus im bischöflichen Ornat auf einem stattlichen Schimmel, begleitet von zwei Leviten und Dienern. Nach ihm kam der Samichlausen Esel mit Gaben aller Art reichlich beladen; hierauf kirchliche und weltliche Würdenträger in großer Zahl. Dieß war die erste Abtheilung. Die zweite stellte die Weihnacht dar. Ein Engel hoch zu Roß, mit gewaltigem Flügelpaar und großem Flammenschwerte, ritt als Herold voran; hinter ihm kam die heilige Familie umgeben von Engeln und gefolgt von Hirten. Die dritte Abtheilung bildeten die heiligen drei Könige mit ihrem Stern in vollster morgenländischer Pracht mit einem großen Gefolge von Trabanten. Gesang und Musik belebten den Zug. Vor den Häusern der Vorsteher des Ländchens und der Familien, welche er beschenken wollte, hielt Samichlaus sein Pferd an und ließ durch die geschäftigen Geiggel seine Gaben in die Häuser tragen. Vom Hauptflecken Stanz bewegte sich der Zug auch in die benachbarten Gemeinden und kehrte erst Abends 7 Uhr nach Stanz zurück. Ein gemeinsames Abendessen sämmtlicher Theilnehmer beschloß die Feier, und was von dem für die Veranstaltung des Festes gesammelten Gelde übrig blieb, wurde der Rettungsanstalt zugewiesen.

Der tapfere Pfälzer.

Die Leser wissen schon aus den Zeitungen, daß die kleine päpstliche Armee in mehreren Kämpfen am Ende des Oktobers und Anfang des Novembers die Revolutionsbanden, welche Rom erobern und den Papst verjagen wollten, besiegt und schließlich das ganze Gesindel zusammt Garibaldi aus einander gesprengt hat. Es läßt sich gar nicht ermessen, was geschehen wäre, und welche Folgen es gehabt hätte, wenn die päpstlichen Waffen nicht über die Garibaldi'schen Horden Meister geworden wären. Die Leute, die von der Politik etwas verstehen, sind der Meinung, daß gar leicht ein europäischer Krieg hätte entstehen können, wenn Garibaldi Sieger geblieben

wäre und Rom erobert hätte; denn es wäre dann zunächst ein Krieg zwischen Frankreich und Italien ausgebrochen, in den sich Preußen sogleich gemischt hätte. Dieses Alles ist nun, wenigstens nach menschlichem Ermessen, vermieden durch die Tapferkeit der päpstlichen Soldaten.

In dem Corps der päpstlichen Zuaven befand sich auch ein Sergeantmajor (Unteroffizier), Namens **Joseph Bach**, der Sohn einer achtbaren katholischen Familie zu Rülzheim in der bayerischen Pfalz. Aus dem Gefechte bei Monte Libretti (am 13. Oktober) werden eine Menge von Zügen wahrhaft heldenmüthiger Tapferkeit der Zuaven und ihrer Offiziere erzählt, die ihrer 80 einen halben Tag und eine Nacht sich gegen eine fünfzehnfach überlegene Zahl von Garibaldianern behaupteten. Von dem Sergeantmajor Bach heißt es in dem Berichte über das Gefecht: Er sah aus als wie in Blut gebadet, obwohl er selbst nicht die geringste Schramme hatte. Als ein Theil der Garibaldianer sich in das Kastell Monte Libretti geworfen hatte, fielen die Zuaven unter Führung des Bach über die noch draußen stehenden Feinde her, unter denen sie ein furchtbares Blutbad anrichteten, und behaupteten sich vor dem Thore von Monte Libretti bis 4 Uhr Morgens. Als aber keine Hilfe kam, zog sich Bach mit den Verwundeten und Gefangenen und einem kleinen Reste der Compagnie nach Monte Maggiore zurück. Herr Bach ist auf dem Schlachtfelde zum Offizier e[illegible] ...re den wackeren päpstlichen Soldaten! Sie sind nach dem Ausdrucke des „Christlichen Pilgers“ die wahren Malteser-Ritter unserer Zeit.

Schlittenfahrt der Eskimo's.

Weil es jetzt bei uns schon bald Schnee gibt, dürfte es manchen Leser interessiren, wie man in anderen Ländern, weit weg von uns, im Schlitten fährt. Da wohnen an den Küsten des nördlichen Eismeeres Leute, die heißen Eskimo und führen ein gar armes kümmerliches Leben, wovon ein anderes Mal ausführlicher die Rede sein wird. Dießmal wollen wir nur ihre Schlittenfahrten näher betrachten. Eisenbahnen hat jenes Volk nicht, und Pferde auch nicht; dafür hat es ungeheuer weite ebene Schneefelder und Hunde, die vor die Schlitten gespannt werden. Die Schlitten sind aus Holz, ungefähr

12 Fuß lang, 2 Fuß breit und am Vordertheil ein wenig aufwärts gebogen. Die Schleifen sind mit Wallfischkinnladen beschlagen. Solche Schlitten müssen begreiflich sehr leicht sein, und die sechs oder acht Hunde, die sie ziehen, laufen einige Stun-



den lang, dann aber muß der Eskimo aussteigen und ein paar Stunden zu Fuß gehen, damit die armen Thiere ein wenig ausruhen können. So legt er an den kurzen Wintertagen doch gewöhnlich eine Strecke von 10—12 Poststunden zurück.

Ganz richtig!

Ein katholischer Militärpfarrer pflegte, wie es der Aufgabe seines Amtes entsprach, nicht selten mit den Offizieren zu verkehren. Eines Tages fand er sich in einer solchen Gesellschaft unter Andern auch mit einem jungen Lieutenant zusammen, der sich zum christkatholischen Glauben viel zu hoch dünkte und daher, wie gewöhnlich Leute solchen Schlages, es liebte, das, was Anderen heilig ist, in gemeinen Spott zu ziehen. „Herr Pfarrer", lautete dießmal seine Bemerkung, die ihm, er zweifelte nicht daran, sicher großen Beifall einbringen mußte. „Sie genießen täglich in der Messe den ganzen Gott; Sie werden ohne Zweifel allmälig ein kleiner Gott werden? — „Ganz richtig!" erwiderte, ohne sich zu besinnen, der Pfarrer. „Und Sie, Herr Lieutenant, essen nun schon so lange täglich Ochsenfleisch; Sie werden also auch ohne Zweifel mehr und mehr ein Ochs!" — Allgemeines Gelächter über den „werdenden Ochsen", der nicht blos dießmal wie ein begossener Pudel davon eilte, sondern es noch lange für klüger hielt, die Gesellschaft seiner früheren Kameraden zu meiden. — „Ganz richtig!" denn in der That wird der katholische Christ, der oft würdig den Herrn empfängt, in Kraft der wunderbaren hl. Speise mehr und mehr wie Gott, und hier ist das Wort wahr: „Wenn ihr von diesem Baume esset, so werdet ihr, wie Gott! — (Kath. Miss.-Bl.)

Feindesliebe.

Ein herrliches Beispiel von Feindesliebe hat uns jüngst unser glorreich regierender heiliger Vater Pius IX. gegeben. Als die von den päpstlichen Truppen gefangenen Garibaldianer nach Rom gebracht wurden, besuchte sie der heilige Vater im Fort St. Angelo, wo man sie untergebracht hatte. Es können ihrer 200 gewesen sein. Nachdem Pius sich im Kreise umgesehen hatte, sagte er: „Sehet auf den, der von eurem General (Garibaldi) der Vampyr Italiens genannt wird. Ich bin es, gegen den ihr alle die Waffen ergriffen habt, und was seht ihr vor euch? Einen armen alten Mann!" Dann sprach er, näher hinzutretend, zu den Einzelnen der Gefangenen: „Du Freund hast deine Schuhe, du dein Hemd, du deinen Rock, du deinen Hut verloren. Gut! Ich will euch ausstaffiren und nach Hause schicken, nur will ich euch bitten,